Not in R
man. 10. 19

Skizzen und Erinnerungen
Stained with oil.

aus

Algier und Algerien

von

August Jäger,
Verfasser des Deutschen in Paris, des Deutschen in London, der Briefe des Ben-Mussa u. s. w.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.

1840.

Vorwort.

So überflüssig ich bei den meisten Büchern Vorreden, Einleitungen u. s. w. erachte, glaube ich doch in Bezug auf mein vorliegendes Product von meiner alten Regel abgehn und meine Abneigung bekämpfen zu müssen. Den Grund hievon wird der Leser leichtlich begreifen: ein noch nicht abgeschlossenes Factum, geschichtliche Ergebnisse der Gegenwart gestalten sich so vielseitig, verändern so oft und so plötzlich ihre Physionomie, daß häufig am heutigen Tage das nicht mehr gilt oder als irrig erscheint, was ein Augenzeuge gestern versicherte. Wenn dies nun aber bei den Mittheilungen der periodischen Presse der Fall ist, um wie vieles mehr bei einer umfangreichern Schrift, welche theilweise Ereignisse der Gegenwart bespricht! In Deutschland druckt man einmal nicht so schnell, wie im industriellen England und Frankreich, und dann hat es in Deutschland noch manch' anderes Hinderniß eine Schrift so bald erscheinen zu lassen,

als Verfasser und Verleger wohl wünschten. Aus diesen Gründen hielt ich es für angemessen bei endlicher Beendigung des nachstehenden Werkchens einige Worte vorangehn zu lassen, theils um Einiges zu berichtigen, theils um Anderes hinzuzufügen.

Diejenigen Behauptungen oder auch Vermuthungen, die ich bezüglich des in Algerien entzündeten Krieges aufstellte, haben sich größtentheils bis jetzt bestätigt. Frankreich macht große Rüstungen und hat bereits einige Vortheile erlangt, der Seehafen Scherschel ist genommen und besetzt, mobile Colonnen durchziehen das Land, denen in geregelter Schlacht die wilden Haufen der Beduinen nicht zu widerstehn vermögen. Dagegen hat aber auch der kühne und verschlagene Abdl=Kadr manche Vortheile errungen und wenn er auch der Uebermacht und der geregelten Kriegskunst der Franzosen wird weichen müssen, so findet er nichts destoweniger in den Gebirgen, Schluchten und Wüsten Nordafrika's eine sichere Zuflucht, wie in dem Fanatism und der Anhänglichkeit der ihm ergebenen Stämme eine feste Stütze. Und er wird wieder vorgehn, sobald die Franzosen sich zurückziehn; daß aber dieselben das ganze Gebiet von Algier auf die Länge und mit dem dermaligen Aufwande an bewaffneter Macht besetzt halten werden, ist

nicht nur unwahrscheinlich, sondern sogar unmöglich, wenn man jenes Land und dessen Bevölkerung näher kennt. Abdl-Kadr wird daher endlich doch triumphiren, wenn ihn nicht der Tod in der Schlacht oder durch Meuchelmord erreicht, wenn er sich die Anhänglichkeit der Beduinen zu erhalten weiß und wenn er fortfährt mit bis dahin bewährtem Scharfblick, mit seiner frühern Kühnheit und Ruhe die Ereignisse zu lenken oder abzuwarten.

Außer der Besitznahme des Seehafens und der Stadt Scherschel haben bis jetzt besonders zwei Waffenthaten französischer Seits in dem „heiligen Kriege" die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: die heldenmüthige Vertheidigung von Mazagran und das Treffen bei Mizzerghin. Bei ersterer hielt sich eine Compagnie der afrikanischen Jäger zu Fuß, gewissermaßen ein Strafcorps, unter welches sogenannte mauvais sujets, bamboucheurs und grognards aus andern französischen Regimentern gesteckt werden, mehrere Tage lang gegen viele Tausende der erbitterten und fanatischen Feinde und beschloß, nachdem der Mundvorrath aufgezehrt und die Munition verschossen, wenn kein Entsatz erschiene, sich eher in die Luft zu sprengen als dem Feinde sich zu ergeben und die unbedeutenden Wer-

ke, welche sie vertheidigte, zu übergeben, eine Heldenthat und ein Heldenentschluß, die endlich mit günstigem Erfolge gekrönt wurden und den gepriesensten Heldenthaten und Aufopferungen des Alterthums und aller Zeiten kühn an die Seite zu setzen sind und eben sowohl den Muth und die Zuversicht der französischen Truppen erhoben, als dem Feinde imponirt und Schrecken eingejagt haben. Nicht minder tapfer bewies sich eine Colonne französischer Truppen in dem Gefechte bei Mizzerghin, bei welcher Gelegenheit besonders der Anführer der Spahis im Gebiete von Oran, der bekannte Jussuf, sich rühmlichst auszeichnete. In der kurzen Biographie, die ich von diesem merkwürdigen Manne gegeben, habe ich gesagt, daß er in Folge eines Schusses, den er auf einer Jagd erhalten, gelähmt und gewissermaßen zur Unthätigkeit gezwungen worden sei und als ehrenvollen Ruheposten das Commando der Spahis in Oran erhalten habe. Nun mußte aber gerade in der Provinz Oran der Krieg am ehesten und heftigsten entbrennen und so hatte der tapfere Jussuf, dessen Wunde nicht so gefährlich gewesen oder von deren nachtheiligen Folgen er gegen Erwarten wieder hergestellt ist, von Neuem Gelegenheit seinen unvergleichlichen Muth und, wie selbst französische Blätter dem Fremdling

zugestehn, seine militärischen Kenntnisse zu beweisen, was er auf die eclatanteste Art in eben jenem Treffen bei Mizzerghin that.

Nachdem meine Arbeit längst vollendet und dieselbe bis auf den letzten Bogen bereits gedruckt war, bekam ich ein Buch zu Gesicht: Abdelkader oder drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren, von Joh. Carl Berndt. Berlin 1840. Der Verf. desselben lebte fünf, ich dagegen nur anderthalb Jahre in Nordafrika, durch seine Mittheilungen werden jedoch die meinigen, die ich theils in dieser Schrift, theils in einem umfangreichern Werke: Ben Mussa's, des Abgesandten von Abdl-Kadr Briefe über Frankreich, Belgien, Holland, England und Deutschland, 3 Bde. Leipzig bei Nauck 1839 u. 1840 — niedergelegt habe, beinahe in allen Theilen bestätigt, was mir um so erfreulicher, da Herr Berndt mehr und länger Gelegenheit hatte die Eingebornen Nordafrika's genau kennen zu lernen, ich dagegen mich häufig auf Erzählungen und Hörensagen verlassen mußte und der arabischen oder vielmehr beduinischen Sprache nur wenig mächtig war. Was jedoch die Orthographie vieler Eigennamen betrifft, in welcher fast ein Jeder, der über Algier und die Barbareskenstaaten geschrieben, abweicht, so gebe ich die Wörter durch-

aus nach dem Gehör wieder, da in dieser Hinsicht die Franzosen und andere europäische Völker eben so wenig einig sind, als die verschiedenen Stämme und Völkerschaften in Algerien und den übrigen Barbareskenstaaten selbst.

Leipzig, 6. Mai 1840.

Inhalt.



I.

Die Fremdenlegion.

Seitdem Cain seinen Bruder Abel erschlug, besteht Streit, Kampf und Krieg in der sündhaften Welt. Das kunstgerechte Morden und Vernichten ist zu einer Wissenschaft erhoben, die ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten verdankten ihr wenigstens dem, größten Theile nach, Ruhm, Besitz und Macht. Der Krieg ist ein nothwendiges Uebel geworden und wird es trotz aller Bemühungen und Vorschläge der Philantropen bleiben, so lange die Menschen Menschen und keine Engel sind. Wie aber das dermalige Menschengeschlecht beschaffen, so ist der Krieg nicht immer ein Uebel, öfter dagegen eine Segnung zu nennen, weniger für die Gegenden und Länder, in denen er wüthet, als für das ganze Menschengeschlecht, welches ohne ein zeitweiliges gewaltsames Aufregen und Aufrütteln bald in einen

lethargischen Schlaf versinken würde; die Chinesen liefern dafür einen schlagenden Beweis. Wo keine Reibung Statt findet, entspringen keine Funken!

Zum Kriegführen sind Menschen nöthig, obwohl auch die Maschinen eine gewichtige und immer gewichtigere Rolle dabei spielen. Da nun aber nach dem allgemeinen Princip der Selbsterhaltung kein Mensch sich gern verstümmeln oder tödten läßt, so fordert man diejenigen, welche eine mindere Abneigung als die meisten Sterblichen dagegen besitzen, oder die Größe der Gefahr nicht ermessen, oder endlich nichts zu verlieren haben, auf, in den Stand der Krieger zu treten; in manchen Ländern und zu manchen Zeiten zwang man wohl auch die waffenfähige Mannschaft zum Kriegsdienste, wenn das Vaterland von äußern oder innern Feinden bedroht ward, wenn der Regent eines Reichs herrschsüchtig war und nach Vergrößerung seines Landes und seiner Macht strebte, und aus manchen andern Ursachen, unter denen das Privatvergnügen der Herrscher, Paraden und Manöuvres, nicht die unwesentlichsten sind. Wie nun aber die bei weitem größere Zahl des Menschengeschlechts, man könnte ohne Bedenken wohl auch sagen der Männer, von Natur weder muthig noch kriegliebend ist, so suchten seit undenklichen Zeiten und noch mehr in der Gegen=

wart diejenigen, welche zum Kriegsdienste berufen wurden, die zugedachte Ehre von sich abzuwälzen; dieses Streben trat in unruhigen, kriegsschwangern und wirklich kriegerischen Zeiten am unverkennbarsten hervor, in friedlichen wagte es dagegen Mancher, der sich eines Uebermaßes an Courage gerade nicht berühmen konnte, in den geachteten, aber in den untern Graden nicht gar splendide bezahlten Kriegerstand zu treten. Vielen blieb nichts Anderes übrig, Andern gefiel die glänzende Uniform und wieder Andere traten mit dem festen Vorsatze ein, bei ausbrechendem Kriege einen ehrenvollen Abschied mit Gradeserhöhung zu nehmen und riskirten diese letzteren daher im Ganzen nicht viel. Und wie das Streben Einzelner dahin ging sich dem Kriegsdienste zu entziehen, sei es durch wirkliche oder angebliche Körpergebrechen, durch Stellung eines Ersatzmannes, durch Loskaufung oder Bestechung, so war es auch häufig das Streben eines liebevollen Regenten seine lieben Landeskinder zu schonen, war es endlich auch das Streben ganzer Völker, republikanischer wie monarchisch und despotisch regierter, den beschwerlichen und gefährlichen Kriegsdienst erstens von sich selbst und zweitens von ihren lieben Mitbürgern und Mitbrüdern abzuwälzen. Da nun aber doch nach dem unabänderlichen Stande der menschlichen

und staatlichen Angelegenheiten Krieg geführt und zu dem Ende Menschen herbeigeschaft werden mußten, die sich gegenseitig verwunden und tödten, die sich gefangen nehmen lassen, die fliehen und desertiren konnten: so verfiel der menschliche Scharfsinn, der in diesem Falle durch den Erhaltungstrieb bis zum Exceß geschärft ward, auf mancherlei Mittel, die Gefahr von sich ab und auf Andere zu wälzen. Manche Staaten erschufen eine Kriegerkaste und begabten dieselbe mit Ehren und Reichthümern, andere mietheten Hülfstruppen, noch andere warben Fremdlinge, wieder andere bewaffneten Sclaven und alles schlechte Gesindel in Zeiten der drohenden Gefahr, zwangen wohl auch durch die ärgsten Gewaltmaßregeln Fremdlinge, Arme und was und wer gerade vorkam zum Kriegsdienste und zur Vertheidigung des Vaterlandes, welches Jedem theurer sein sollte, als dem Krieger weil es jedem Andern der Genüsse und der Freuden mehr bietet und ihm deßhalb mehr fesseln sollte.

Die Geschichte des Alterthums erzählt uns, daß in Indien, Aegypten, Persien und andern Ländern Kriegerkasten existirten, die hochgeehrt waren und neben den Priesterkasten Land und Leute beherrschten; das Mittelalter bietet dieselbe Erscheinung in dem Ritterthume, den Ritterorden, den Mameluken, den

Janitscharen, den Strelitzen, den Mandschuh u. s. w. und die neuere Zeit in dem in allen civilisirten Ländern ausgebildeten Soldatenstande. Selbst die Indianer in Amerika, die Araber und Beduinen der Wüsten, die Neger und Kaffern und endlich alle bekannte und unbekannte Völker hatten und haben heute noch einen Kriegerstand, der um so höher geachtet und bevorzugt ist, auf einer je niedrigern Stufe der Cultur das Volk steht. — Wieder ersehen wir aus der Geschichte, daß schon in frühesten wie in spätern Zeiten Miethstruppen etwas Gewöhnliches waren. Dem jüngern Cyrus sandten die Griechen gegen hohen Lohn Hülfstruppen deren Ueberreste Xenophon durch seinen meisterhaften Rückzug wieder heimführte; die Carthagenienser, die Römer in spätern Zeiten, die byzantinischen Kaiser, die deutschen, die französischen Könige, die englischen, die spanischen, die kleinern italienischen Staaten hatten zumal Hülfs- oder Miethstruppen und nichts war leichter als deren zu haben, wenn man sie bezahlen konnte. — Ferner wissen wir, daß fast alle Staaten und fast alle Regenten Fremdlinge anwarben, sei es daß sie das eigne Volk schonen wollten, oder Fremdlingen, meist Abendtheuerern, Vagabonden und Verbrechern, mehr Muth zutraueten. Schon in den ältesten und in allen

folgenden Zeiten waren es vorzugsweise Deutsche, welche in fremde Kriegsdienste traten; zu den römischen und byzantinischen Heeren, nach Italien, Frankreich den Niederlanden, nach Brasilien und überall, wo man ihrer begehrte und sie bezahlte, eilten Deutsche als Söldner hin, und möchten in dieser Beziehung späterhin nur von den Schweizern übertroffen worden sein. Im Mittelalter waren es die famosen Landsknechte, die das sehr angenehme und empfehlenswerthe Spiel: Landsknecht erfunden haben und häufig spielten, und die deutschen Reiter die großentheils die Schlachten in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und Italien ausfochten gleichviel auf welcher Seite. Darauf verdrängten die Schweizer die brummigen, bärbeißigen Deutschen: in der Schlacht bei Pavia fochten in fremden Solde Schweizer gegen Schweizer, und da man dieselben nicht minder wegen ihrer Tapferkeit, als wegen ihrer Treue allgemein schätzte, wurden sie von allen kriegführenden Parteien vorzugsweise gesucht und von vielen Herrschern zu ihren Leibgarden oder Haustruppen erhoben, wie in mehreren italienischen Staaten, Frankreich, Spanien und Holland. Wer Geld hatte und es spendiren wollte, konnte sich Schweizertruppen, oder doch Schweizer als Thürhüter halten, aber point d'argent, point de

suisses! Als einem Schweizeroffizier von einem französischen dies vorgehalten ward, fragte Ersterer Letzteren ganz treuherzig: „aus welchem Grunde dient Ihr denn?“ — „„Der Ehre halber!““ — „Eh bien, ein Jeder erstrebt das, was er nöthig hat!“

Es stände eigentlich noch zu beweisen, wann und wo Sclaven und schlechtes Gesindel zu Kriegsdiensten verwendet und wann und wo durch Zwangsmaßregeln die Ersten die Besten dazu gepreßt worden wären; es ließe sich bei der Gelegenheit Mancherlei von dem Werbesystem erzählen, wie es im vorigen Jahrhundert allgemein bestand oder heute noch hie und da besteht; doch über manche Militäreinrichtung der Gegenwart könnte man dies und jenes beibringen, würde jedoch zu weit von der Hauptsache abführen, vielleicht auch nicht Jedermann genehm sein: ich will deßhalb nur noch ein Wort über die Legionen sagen und dann stracks auf die Fremdenlegion einhauen. Woher das Wort Legion stammt und was es bedeutet, weiß jeder preußische Lieutenant, wüßte er es nicht aus der Geschichte und der Kriegswissenschaft, so doch aus dem Catechismus Lutheri und aus dem Gesangbuche, in denen häufig von einer Legion Teufel die Rede. Theilweise ist dieser Begriff auch auf die römischen

und spätern Legionen überzutragen, denn, wenn wir von vielen Thaten jener alten Legionen lesen, müssen wir ihnen einen gewissen diabolischen Muth zugestehen, einen Muth, den man seit Erfindung des Pulvers und des Gamaschendienstes nicht mehr kennt und nicht mehr begreift. Von den römischen Legionen könnte ich noch viel berichten, von ihren Bestandtheilen, ihren Einrichtungen, von den Befehlshabern, der Stärke derselben u. s. w. Könnte von Cohorten, Manipeln, Centurien und Decurien, von dem Legaten, den Kriegstribunen, dem **magister equitum**, den Centurionen, den Bundesgenossen, von der Reiterei, von Kriegsmaschinen, von dem Solde, der Kleidung, den Adlern, der Musik und vielem, vielem Andern sprechen, was ich Alles ganz genau kenne, denn ich war in Rom und in Italien und habe alle römischen Schriftsteller, die über Krieg und Frieden geschrieben haben, gelesen — aber ich will keinen wissenschaftlichen, sondern nur einen einfachen verständlichen und populären Bericht liefern, übergehe deßhalb die römischen Legionen und gehe alsbald auf diejenigen der neuesten Zeiten über. In den Napoleonischen Kriegen ward der alte römische Name Legion wie so viele andere wieder gebräuchlich und bezeichnete man mit demselben ein Truppencorps, welches man in Kriegs-

zeiten aus Fremdlingen warb und nach dem Kriege wieder entließ, verband jedoch keine genauere Bestimmung über die Stärke und Truppengattung mit jenem Worte. So gab es eine polnische Legion in Napoleons Diensten, eine russisch-deutsche und eine englisch-deutsche gegen Napoleon, die nach Besiegung desselben aufgelös't wurden. In Frankreich theilte man nach der Restauration die ganze Armee und die Nationalgarde in Legionen, ging aber, was das Linienmilitär betraf, bald wieder von dieser Eintheilung ab, die man jedoch bei der Nationalgarde bis auf den heutigen Tag beibehielt. Seit der Julirevolution entstanden zwei neue Legionen, die englisch-spanische unter Evans, die in dem spanischen Bürgerkriege wenig Ruhm und Ehre erndete und sich nach kurzer Zeit mit Wohlgefallen auflös'te, und die Fremdenlegion in Frankreich oder vielmehr in Algerien, wohin dieselbe, nachdem sie in Frankreich und besonders an Frankreichs Grenzen angeworben worden, als verlorner Posten geschickt wurde.

In der ersten französischen Revolution bereits wurden die geworbenen Schweizerregimenter vom wüthenden Volke besiegt, großentheils vernichtet und für immer das Anwerben von fremdem Kriegsvolke verboten. Napoleon kehrte sich wenig an jenes Verbot, er nahm, besonders in späteren Zeiten, einen

Jeden, der körperlich tüchtig, unter seine Adler, gleichviel wes Landes, welcher Raçe und wes Standes; unter französischen Regimentern fochten Deutsche, Italiener, Spanier, Portugiesen, Engländer, Schweden, Türken, Aegyptier, Mameluken und vielleich Repräsentanten aus allen Völkern und Ländern der Erde, wie ihnen außerdem aus mehr als der Hälfte der europäischen Staaten Contingente folgen mußten. Nach des Kaisers Sturze kehrten sich die auf Frankreichs Thron zurückgekehrten Bourbonen eben so wenig an jenes, während der Revolution erlassene Verbot, sie warben, größtentheils wohl zu ihrem eigenen Schutze, sechs Schweizerregimenter an, durch welche Sicherheitsmaßregel sie sich bei dem französischen Volke, dem kriegerischesten der Erde, wenig, noch weniger aber bei dem französischen Heere beliebt machten, welches sich durch die Bevorzugung, die den Schweizern zu Theil ward, durch deren höhern Sold, bessere Bekleidung und bessere Verpflegung zurückgesetzt fühlte und in seinem Ingrimm behauptete, daß es wohl auch ohne fremde Söldlinge den dicken Ludwig und dessen Nachfolger, den hagern Karl, beschützen könne. Die Julirevolution verscheuchte wiederum die Schweizer, die jedoch dieses Mal friedlich entlassen wurden und ein Regiment, welches unvor-

sichtigerweise nur allein von allen sechs Schweizerregimentern in Paris stand, ausgenommen, keinen andern Nachtheil erlitten, als den ihre Entlassung herbeiführte.

Schweizerregimenter, überhaupt fremde Truppen wie fremde Individuen sollten hinführo nicht wieder für Frankreich geworben werden oder in Frankreich dienen. Es scheint dies in der That auch überflüssig, wenn man erwägt, daß Frankreich 34 Millionen Einwohner hat, von denen die männliche und endlich auch die weibliche Hälfte sehr kriegerisch ist, und demnach das französische Volk sich wohl ohne fremde Hülfe selbst beschützen könnte. Demohnerachtet erlitt jenes Gesetz wieder Ausnahmen. Das französische, in Folge einer Revolution im antidespotischem Sinne erstandene und demgemäß sehr liberalen Grundsätzen, wenigstens anfänglich, huldigende Königthum mußte auf Verlangen der Deputirten und des ganzen Volks den Flüchtlingen, die in den angrenzenden Staaten etwas Aehnliches versucht, was in Frankreich versucht worden und gelungen war, in diesem Streben aber nicht reüssirt hatten — diesen Flüchtlingen, die aus allen Staaten Deutschlands, aus der Schweiz, aus Italien, Spanien, Portugal, und vornemlich aus Polen herbeiströmten, mußte es Aufenthalt, Sicher-

heit und einem großen Theile derselben auch den nöthigsten Unterhalt gewähren. Eine lästige Bürde, die man auf alle Weise zu erleichtern und deren man sich nach und nach gänzlich zu entledigen strebte!

Schon zu Ende des Jahres 1830, in bei weitem größerer Anzahl jedoch in den Jahren 1831 und 1832, strömten aus allen Theilen Deuschlands politische Flüchtlinge, denen, wie nicht anders zu erwarten, Taugenichtse, Vagabonden, Deserteure und Verbrecher folgten und sich unter dem Namen politisch Verfolgter einschmuggelten, nach Frankreich. Den Reigen eröffneten die wegen der Göttinger Duodezrevolution Geflüchteten, da diesen in Frankreich, besonders im Elsaß und vor allen in Straßburg eine sehr gastfreundschaftliche Aufnahme zu Theil ward, so zog alsbald ihnen nach, wer in Deuschland politischer oder anderer Vergehen halber nicht fürder sicher war; da fanden sich liederliche und verschuldete Studenten, Offiziere und Schauspieler ein, weggejagte oder weggelaufene Staatsdiener, Handwerker, die ungeschickt oder faul waren, Soldaten, die bei ihrem Corps Strafe zu erleiden hatten oder ihr Loos durch einen Wechsel der Fahne zu verbessern glaubten, Sträflinge und Züchtlinge, die entsprungen, Bankerotteurs und Betrüger die

dem Arm der strafenden Themis entlaufen waren. — Alle zogen gen Frankreich und waren politische Flüchtlinge! Was sollte Frankreich mit diesen angeblich Verfolgten anfangen? Schätze brachte Keiner mit, Alle wollten haben, obwohl von den Deutschen Flüchtlingen nur sehr Wenigen von Staatswegen eine Unterstützung gereicht ward.

Das französische Gouvernement verfiel auf einen glücklichen und wohlfeilen Gedanken, ein Gedanke, der zwar anfänglich auch hübsche Summen kostete, in der Folge aber Nutzen versprach und jedenfalls Frankreich von dem größten Theil der gemach lästig werdenden und unwillkommenen Gäste befreite: es beschloß aus den Schaaren der bereits angekommenen und noch zu erwartenden Flüchtlinge ein Truppencorps, eine Fremdenlegion, **la légion étrangère,** zu formiren und dieselbe wenn nicht gegen europäische Feinde — zu jener Zeit lag die Möglichkeit eines Continentalkriegs sehr nahe — so gegen die Beduinen im ungesunden Afrika zu verwenden. Trat der erste Fall ein, so glaubte Frankreich in der Fremdenlegion eine mächtige Waffe gegen die deutschen Fürsten zu besitzen, indem, nach der gewiß fälschlichen Annahme des französischen Ministeriums, die Fremdenlegion viel Sympathieen bei dem lieberalen Theile der deutschen Bevölkerung

finden, und den Stamm eines zukünftigen deutschen Heeres unter Frankreichs Leitung und Hoheit bilden würde — und im zweiten Falle, die eigenen Landeskinder zu schonen, die den scharfen Schwertern der Beduinen, noch mehr aber dem ungewohnten und ungesunden Clima und den übermäßigen Anstrengungen in Algerien Schaarenweise erlagen: in beiden Fällen glaubte daher das französische Gouvernement sehr weise zu handeln und sich den Dank der französischen Nation wie der fremden Flüchtlinge, die dem bei weitem größten Theile nach ohne Mittel und ohne Beschäftigung waren und im tiefsten Elend darbten, zu verdienen.

Im Sommer 1831 ward die Errichtung einer deutschen Fremdenlegion beschlossen und dieser Beschluß alsbald ausgeführt. Die meisten Deutschen Flüchtlinge — nur Wenige machten eine Ausnahme und zwar die Gebildetern und Bessern, die entweder noch eigene Mittel hatten, oder sich etwas verdienen konnten, oder den Versprechungen Frankreichs nicht traueten, oder endlich nach Belgien gezogen waren, um daselbst den wenig ruhmvollen Feldzug gegen die Holländer mitzukämpfen — die meisten deutschen Flüchtlinge waren froh, endlich ein Unterkommen zu finden und zogen jubelnd gen Langres, wo das erste Depot der Legion errichtet

ward. Das Bekanntwerden von der Errichtung einer Legion lockte viele Deutsche, die außerdem ruhig daheim geblieben wären, nach dem lustigen Frankreich, nicht minder strömte aus der Schweiz, besonders von den Ueberresten der aufgelös'ten Schweizerregimenter viel Volks herbei, welches sich, da es der deutschen Sprache großentheils mächtig, wenn auch einer gräßlich verstümmelten, des famösen „Schwitzerdütsches", bei den französischen Behörden für Deutsches ausgab und als solches an- und aufgenommen wurde; es strömten ferner Holländer und Belgier, Italiener und Spanier und aus allen Ländern Europa's tapfere Schaaren herbei, die sich in Deutschland an Deutschland rächen oder in Afrika bereichern wollten.

Ein hübsches Corps diese Fremden- oder Höllenlegion, **la légion à étrangler!** Himmlischer Vater, was für Menschenkinder hast du erschaffen? Deine Gnade und Güte muß sehr groß sein, sonst hättest du die Mehrzahl jener Legion durch Blitz und Sündfluth vernichten müssen. Doch alle Menschen sind Sünder und mangeln des Ruhms, etwas mehr oder weniger thut endlich nicht soviel zur Sache.

Der Zudrang zur Legion, besonders von schlechten, zerlumpten, dem Trunke, der Desertion, dem

Streite und allen Lastern ergebenen Subjecten, war so groß, daß das französische Gouvernement bald inne ward, daß dieses Corps im Falle eines mit Deutschland ausbrechenden Krieges von gar keinem Nutzen, sondern nur von Nachtheil sein würde und dasselbe nie als Stamm eines deutschen Heeres oder einer größern deutschen Legion in Betracht gezogen werden dürfte, und da sich überdem die Aussichten zu einem europäischen Kriege immer mehr verloren, so ward die Legion für Afrika bestimmt. Denn bessern und gebildetern Individuen, die sich unter derselben befanden und die nicht gar zu zerlumpt waren, wurde es gestattet, eine eigene Compagnie mit selbst zu erwählenden Offizieren zu bilden, die sogenannte Studentencompagnie, deren erster Chef der berühmte, in Paris privatisirende Schriftsteller Adalbert von Bornstädt wurde, der nach seiner Aussage aus dem ältesten Adel Deutschlands stammt, früher Offizier und Adjudant in Preußen war und bald nachdem er Chef der Studentencompagnie geworden, mit der Casse derselben durchging und seine Anvertrauten und Untergebenen im Stiche ließ. Die Compagnie ward innerer und äußerer Streitigkeiten halber, letztere mit den andern Legionären, mit den Oberoffizieren und selbst mit dem Kriegsministerium, bald aufgelöſ't und die frühern Mit=

glieder theils als Sergeanten, theils als Caporâle *) und theils auch als Gemeine in die große légion étrangère versetzt.

Diese große Legion bestand bereits aus mehreren Tausend aus aller Welt zusammengelaufenen Vagabonden. Daß hie und da auch ein redlicher Mann unter ihr sich befinden mochte, der durch Unglück oder Leichtsinn oder geringe Schuld veranlaßt worden unter sie zu treten, will und kann ich nicht bestreiten, der größte Theil aber bestand aus Vagabonden. Und daß Aeußere dieser Leute und ihre Aufführung! Die Bewohner von Langres wollten sie nicht länger in ihren Mauern beherbergen, deßhalb ward das Depot nach Bar-le-Duc und später nach Toul verlegt. Die Mehrzahl der Flüchtlinge, die unter der allgemeinen Bezeichnung déserteur étranger zum Corps per Marschroute oder in Transporten unter Bewachung gesandt wurden, kam ohne Geld und häufig auch ohne Kleidung an d. h. in einer sehr defecten Kleidung, Manche sogar noch in Sträflings- oder Züchtlingsuniform.

---

*) Die Franzosen sagen Caporâle (coporaux) wir Deutschen Corporâle, da wir eben Alles auf den Körper, auf den lieben Leib, die Franzosen dagegen auf den Kopf beziehen. Die Franzosen besitzen dafür auch esprit und wir einen großen Magen.

In den drei ersten Monaten aber wurden weder Uniformen noch Armatur verabreicht, man kann sich daher von der äußern Erscheinung der Legionäre kaum eine Vorstellung machen. Alle möglichen Anzüge, vom Dandy bis zum Sansculotte, und dies im wahrsten Sinne des Worts, fast alle Uniformen aller Armeen, die verschiedenartigsten Kopfbedeckungen, zierlich Chaussirte und Baarfüßige, konnte man unter dem edlen Corps entdecken. Als endlich Uniformen und Waffen angelangt waren, wurden zwei Bataillone equipirt, nothdürftig einexercirt — ein großer Theil bestand aus frühern Soldaten — und nach Algier abgeführt.

Im Herbst 1831, etwas über ein Jahr nach der Eroberung Algiers, landeten die ersten Truppen der Fremdenlegion, wie wir gesehen haben zwei Bataillone, auf afrikanischem Boden. Im folgenden Jahre wurden vier neue Bataillone übergeschifft, ein deutsches, ein spanisches, ein italienisches und ein polnisches, und im nächsten Jahre noch ein deutsches. Demnach bestand die ganze Fremdenlegion, die großentheils in Algier lag und zeitweise nur nach Oran und nach Bona zwei Bataillone detaschiren mußte, aus sieben Bataillonen, aus vier deutschen, die der einen Hälfte nach Deutsche, der andern nach Schweizer, Franzosen (obwohl der

Eintritt in die Fremdenlegion den Franzosen eigentlich untersagt war) Belgier, Holländer, Dänen, Schweden, Russen, Polen, Ungarn, Amerikaner, Asiaten und Afrikaner waren — aus einem Bataillon Spanier, einem Bataillon Italiener und aus einem von Polen gebildeten. Jedes Bataillon sollte 1000 Mann zählen, das polnische erreichte diese Stärke nie oder wenn die andern sie anfänglich erreicht haben mochten, so zählte doch selten und dies dann nur zu Winterszeiten ein Bataillon 500 waffen= und dienstfähige Mann.

So schlecht das Renomee der Fremdenlegion bei ihrer Errichtung und so lange sie in Frankreich stand und selbst noch bei ihrem ersten Auftreten in Algerien war, so änderte sich doch dies bald, nachdem sie einige Zeit in Afrika gestanden und Proben von ihrem Muthe abgelegt hatte. Nur die Italiener, obwohl Viele aus den edelsten Geschlechtern Italiens sich unter ihnen befanden, Prinzen, Grafen und Marchesen, und ein Verwandter des neapolitanischen Königs sie befehligte, beinahe Alle auch in den Waffen geübt und gute Fechter waren, behielten ihr früheres Renomee, denn in Afrika galt nur der Muthige, der Unverdrossene, der, welcher sein Leben für eine Flasche Wein einsetzte: die Italiener aber waren mäßige Weintrinker und setzten deshalb ihr Leben

weder für Wein noch überhaupt gern für etwas ein; sie galten allgemein für feige und thaten nichts um diesen Vorwurf von sich abzuwälzen, sie rechtfertigten ihn im Gegentheil immer mehr. Die Deutschen, die Polen und die Spanier dagegen wurden bald als tapfere Krieger belobt, deßhalb geachtet und von ihnen französischer Seits behauptet: „sie wären würdig an der Seite französischer Krieger zu fechten!“ Auch die Disciplin verbesserte sich und mit ihr entstand ein besserer Geist in dem verwahrlosten früher geschmähten und noch immer auf die gefährlichsten Punkte vorgeschobenem Corps. Allerdings waren die Gesetze in Algier, einem wachsamen schlauen und grausamen Feinde gegenüber, sehr strenge und wurden in ihrer ganzen Strenge ausgeübt: Erschießen gehörte beinahe zur Tagesordnung. Schlechte, unverbesserliche Subjecte wurden überdem ausgestoßen, entweder in Strafcompagnien, oder auf die Galeeren geschickt, oder sie desertirten aus eigenem Antriebe und im Gefühl ihrer Unwürdigkeit zu den Beduinen, ein Stück, welches häufig und selbst **en gros** spielte: so liefen an einem Abend vom dritten Bataillon der Legion, einem Deutschen, über vierzig Mann mit Sack und Pack zu den Beduinen und im Ganzen sind wohl über 500 aus den sieben Batail-

lonen der Legion zu ihnen desertirt. Wer wieder eingeholt oder von befreundeten Stämmen zurückgebracht ward, selbst der, welcher freiwillig zurückkehrte, wie der, welcher ein Complott zum desertiren entworfen, einen Andern dazu hatte überreden wollen, oder nur darauf bezügliche unvorsichtige selbst im Rausch ausgesprochene Worte fallen lassen, ward unter dem blutigen Gouverneur, dem Herzog von Rovigo, ohne Gnade erschossen. Später und unter andern Generalgouverneuren trat mehr Milde besonders gegen die Soldaten der Legion ein, die früher und anfänglich unter Menschenwürde behandelt wurden.

Ueber das Schicksal der Legion will ich nur im Allgemeinen noch einige Bemerkungen anführen, indem ich in der Folge noch öfter auf sie zurück kommen werde. Im Sommer 1832 wurden aus ihr, und fast nur aus den deutschen Bataillonen, über vierhundert der besten Krieger gezogen, die man zur Errichtung neuer und Completirung der vorhandenen Cavallerie, der **chasseurs d'Afrique à cheval** oder der Spahis, verwendete. Französische Cavallerie und europäische Pferde fielen in Algerien ganz weg, Roß und Reiter vermochten nichts gegen die gewandten beduinischen Reiter und deren schnelle, ausdauernde Thiere; da aber eine der feindlichen ge-

wachsene Cavallerie ohnstreitig die beste und wirksamste Waffe war, so errichtete man eine afrikanische Reiterei, nahm dazu inländische Pferde, die schon im Alterthum berühmten Berberrosse, und zog aus französischen Cavallerieregimentern und aus der Fremdenlegion paßliche Mannschaft aus und warb außerdem viele Afrikaner, Ueberreste der frühern Soldaten des Dey, Türken, Culuglis und Neger, welche untermischt mit Europäern und von französischen Offizieren befehligt die Spahis bildeten, von denen jedem Cavallerieregimente zwei Escadrons zugetheilt wurden.

Bis zum Frühjahr 1833 betrug die Zahl Aller derer, die sich in die Fremdenlegion hatten aufnehmen lassen, schon über zwölf Tausend, von denen jedoch in Algier, Bona und Oran höchstens drei Tausend dienst- und waffenfähig waren, zwei Tausend in den Hospitälern, und als Reconvalescenten auf dem Depot, welches damals nach Marseille verlegt war, sich befinden und ungefähr Tausend wegen Schwäche oder körperlicher Gebrechen freigelassen (reformirt) worden, oder desertirt, oder nach Kriegs- und Standrecht erschossen sein mochten: wären demnach nach vorstehender Angabe innerhalb anderthalb Jahren bereits sechs tausend Mann aus der Fremdenlegion dem afrikanischen Clima, den Mühseligkeiten

und Beschwerden ohne Maß und ohne Zahl, dem Fieber, welches die Franzosen das grüne, **le fièvre verte**, benannten, und endlich der Völlerei im Essen und besonders im Trinken, die nach häufigen und langen Entbehrungen sehr gewöhnlich war, erlegen. Ohngeachtet das Loos, welches eines Jeden, der sich zur Fremdenlegion engagirte, wartete, bekannt war, so hielt das doch keineswegs neue Schlachtopfer ab unter dieselbe zu treten oder dem Leichenhofe Algier zuzueilen; die Zahl der Unglücklichen, die dort elend umkamen, würde noch größer gewesen sein, wenn man an den Werbeplätzen und auf den Depots Alle genommen hätte, die sich meldeten, es wurde aber in dieser Beziehung in der Folgezeit sehr behutsam verfahren, nicht etwa was den moralischen Charakter oder die Beweggründe zu einem freiwilligen Engagement oder zu einem mehr als wahrscheinlichem Untergange, sondern was die körperliche Constitution oder das Alter der Ankömmlinge betraf, da die Erfahrung gelehrt hatte, daß in Algerien nur gesunde und kräftige, nicht zu junge aber auch nicht zu alte Männer einige Wahrscheinlichkeit für sich hatten, eine Zeit lang dem Clima und den Kriegsbeschwerden trotzen zu können.

Im Jahre 1834 wurde das spanische Bataillon der Fremdenlegion der Königin Christine oder, wenn

man will, der kleinen unschuldigen Isabelle — der Charivari bemerkte bei diesem stets wiederkehrenden Epitheton, ohne welches der Name der Isabelle in öffentlichen Blättern nie erwähnt ward, daß es eine Seltenheit sei, Kinder von ihrem Alter, Isabelle zählte im Jahre 1834 vier Jahre, auf der Bank der Angeklagten sitzen zu sehen — zu Hülfe gesendet, gewissermaßen ein Geschenk, welches der französische Hof dem spanischen, um diesem für eine Zeit lang von weitern Gesuchen um Unterstützung abzuhalten, bewilligte. Das Bataillon segelte von Algier ab, froh den heimischen Boden wieder betreten und das verhaßte Algerien verlassen zu können; es war ein schönes, ein tapferes Bataillon, ward in Spanien mit Jubel empfangen, mit dem Namen „das Bataillon der Königin" belegt und alsbald gegen die carlistischen Banden geführt. Ueberall zeichnete es sich wacker aus, erlag aber, nicht in Folge von Muthlosigkeit, sondern in Folge schlechter Führung den Waffen der Carlisten in einem Hinterhalte, der ihm und einem andern Bataillone von Zumalacarreguy gelegt und in welchem es bis auf den letzten Mann aufgerieben ward.

Auf das Drängen der Königin-Regentin von Spanien, auf die Bitten der Cortes und der Gesandten um thätigere Hülfe, ließen sich endlich der

französische König und das französische Gouvernement bewegen, die ganze Fremdenlegion, also noch sechs Bataillone, nach Spanien zu senden. Französische Truppen, deren hinlänglich an der spanischen Grenze standen, um Don Carlos alsbald zur Raison zu bringen, wagte man aus höhern Rücksichten der Politik und aus Furcht vor andern Mächten nicht den bedrängten Verbündeten zu Hülfe zu senden und dadurch dem Bruderkriege ein Ziel zu setzen: man trat dagegen eine kleine Schaar fremder Söldner an Spanien ab, eine halbe Maßregel, die von keiner Seite Widerspruch erfuhr, aber auch in keiner Art etwas Entscheidendes herbeiführen konnte. — Unter dem Befehl des zum General erhobenen Bernelle, dem frühern Obrist der Fremdenlegion, vielleicht dem achten, welchen dieselbe seit ihrer Errichtung gehabt hatte, segelten die noch übrigen sechs Bataillone derselben, die nach Möglichkeit completirt, trefflich armirt und einexercirt und neu uniformirt wurden, mit Jubel und Jauchzen aus Algier ab und landeten in Barcelona. Schlechter als es ihnen in Afrika ergangen, konnte es ihnen unmöglich ergehen — die Aermsten, ihrer wartete das Schicksal des im Jahre vorher abgeschickten und schon vernichteten spanischen Bataillons! Kaum angelangt, mußten sie in Eilmärschen

nach den nordöstlichen Provinzen gegen die Carlisten aufbrechen und hatten von Stunde an keinen Augenblick Ruhe und Rast, immer waren sie es, die vorgeschickt wurden, weil sie die besten Truppen der spanischen constitutionellen Armee bildeten, und allein dem Feinde standen und denselben fast immer zurücktrieben. In Spanien hat die Fremdenlegion mit wahrem Heldenmuth gefochten, darin stimmten alle Berichte und die Blätter aller Farben überein. Hatte sie schon in Algier sich hohen Ruhm und das Lob erworben, „würdig zu sein an der Seite französischer Truppen zu fechten", so übertraf sie in Spanien die kühnsten Erwartungen und erregte die Bewunderung ihrer Verbündeten sowohl, die sich häufig hinter die Bataillone der Legion flüchteten und denselben ihre Rettung verdankten, als auch ihrer Feinde. Aber Undank ist der Welt Lohn — das hat die arme Legion bitter erfahren müssen! Nicht allein daß ihr kein Sold ausbezahlt und keine Lebensmittel geliefert wurden, litt sie auch an der nöthigsten Bekleidung, häufig sogar an Munition Mangel. Schuhe waren bald im ganzen Corps nicht mehr zu finden, Hemden gehörten zu den Seltenheiten, die Uniformen waren zerrissen oder untauglich und wurden durch die buntesten, fabelhaftesten Anzüge, wie Zufall und Vermessenheit dazu

verhalfen, ersetzt. Ich habe einen Unteroffizier der Legion später in Hamburg gesprochen, der lange Zeit einen himmelblauen, mit Silber gestickten Mantel in Spanien getragen, welchen er in einer spanischen Capelle der Mutter Gottes entwendet und derselben, damit sie nicht friere, seine alte zerrissene Uniform angezogen hatte.

Eine Folge jener Vernachlässigung von Seiten der spanischen Regierung, oder vielleicht der Unmöglichkeit besser für die Legion sorgen zu können, war, daß diese selbst für sich sorgen mußte und deßhalb fast alle Bande der Disciplin und Subordination gelöſ't wurden. Nur wenn es gegen den Feind ging, hielt das Corps noch zusammen, deßhalb führte man es auch stets und immer zuerst gegen denselben und ließ es in der Nähe desselben stehn. Bernelle gab den Oberbefehl ab, der tapfere Conrad erhielt ihn darauf über die bereits zur Hälfte geschmolzene Legion. Es schien beinahe, man wolle dieselbe gänzlich opfern, indem man sie in der That nur als Kanonenfutter betrachtete. Der Legionär erhielt fortan gar keinen Sold mehr, eben so wenig Kleidungsstücke oder Lebensmittel, er mußte sich selbst ernähren und kleiden. Aber wofür, womit? Er mußte plündern und stehlen, in Freundesland als Feind hausen, wenn er nicht verhungern

2*

und nackend gehn wollte. Das machte aber auf beiden Seiten böses Blut, die Legion haßte die Spanier und diese jene wieder eben so grimmig, wie die Carlisten.

1837 war die Fremdenlegion, die während ihres zweijährigen Aufenthalts in Spanien keine Verstärkung durch neue Mannschaft, wie überhaupt nichts erhalten hatte, als aufgelös't zu betrachten, von den 6—7000 Mann, die nach Spanien gekommen, waren ungefähr noch 1100 übrig, von denen die Hälfte krank in Hospitälern an der französischen Grenze oder in Frankreich, in Pau lag, die andere einen verwilderten Haufen, eine Räuberbande bildete, die halb nackend und halb verhungert war, keinem Befehle mehr gehorchte und keinen Führer mehr fand. Das spanische Gouvernement entließ jetzt diese Schaar, die zwei Jahre lang heldenmüthig für das undankbare, ungastliche Spanien gekämpft und geblutet und fünf Sechstel ihrer Cameraden und Unglücksgefährten verloren hatte.

Dies das Ende der ersten Fremdenlegion. Summirt man Alles zusammen, so wird sich das ungefähre Resutlat ergeben, daß von 1831—1837 gegen achtzehntausend kräftige und gesunde Leute in die Fremdenlegion getreten und von dieser Zahl höchstens dreitausend dem afrikanischen Clima und den

Schwertern der Beduinen, wie später den feindlichen Kugeln und den Kriegsbeschwerden in Spanien entgangen sind. Von diesen drei Tausend ist aber gewiß wieder die Hälfte verstümmelt, mit Gebrechen aller Art behaftet, geistig und körperlich zu Grunde gerichtet heimgekehrt, oder in französischen Hospitälern und Wohlthätigkeitsanstalten verblieben, ein Zwölftel sonach nur allen Gefahren und Mühseligkeiten glücklich entronnen und kann von den Schicksalen, von dem maßlosen Elend, aber auch von der Tapferkeit und Todesverachtung der seligen Fremdenlegion in Afrika und Spanien berichten.

Der Verfasser war auch ein würdiges Mitglied der Fremdenlegion, wie so viele seiner frühern Bekannten, die in Halle, Leipzig, Göttingen und Heidelberg studirt hatten. Nicht politischer Rücksichten, sondern eines unglücklichen Duells halber verließ er im Sommer 1831 sein Vaterland und flüchtete nach Frankreich, wohin ihm so viele Landsleute und Bekannte vorangegangen waren und wohin damals Alles flüchtete, was in andern Staaten Europa's fürder nicht mehr sicher war. Er trat im Herbst desselben Jahres mit mehreren Leidensgefährten in die Fremdenlegion ein, wußte aber damals so wenig wie jene, daß deren Bestimmung Algier sei. Noch im Jahr 1831 zog er mit dem dritten Bataillon der Fremden-

legion nach Afrika, trat aber im folgenden, da bei der Infanterie wenig Lorbeeren zu erringen waren — was übrigens, nachdem er die Legion und Afrika kennen gelernt hatte, gar nicht mehr seine Absicht war — aus ihr aus und in die neuerrichteten Regimenter der reitenden afrikanischen Jäger ein. Aus dem Regen in die Traufe! Mühsal und Beschwerden mehrten sich noch in dem neu erwählten Corps; die Cavallerie, als die brauchbarste Waffe, hatte stets den schwierigsten und gefährlichsten Dienst, lag fast immer auf den äußersten Vorposten, hatte nie einen ruhigen Augenblick, wohl aber mit den härtesten Entbehrungen, mit Mangel an dem Nöthigsten, mit der unerträglichen Hitze, mit schlechten Vorgesetzten und einem wachsamen, kühnen Feinde zu kämpfen. Da mußte auch die beste Natur unterliegen, der beste Wille, der höchste Muth endlich verzagen! Krankheit, Zurücksetzung und daraus entstandener Mißmuth bestimmten mich im Frühjahr 1833 meine Entlassung nachzusuchen, die mir nach vielen Schwierigkeiten und langen Verzögerungen Ende Frühling 1833 glücklich ward.

Aus der Zeit meines anderthalbjährigen Aufenthalts in Algerien will ich dem Publikum einige Skizzen von den interessantesten Vorfallenheiten und hervortretendsten Merkwürdigkeiten jenes Landes mit-

theilen, theils um manche irrige Ansichten zu berichtigen, theils um denen, die gewillt sein möchten ihr Schicksal in jenem Lande zu versuchen, von dem ihrer dort harrenden Loose eine Andeutung zu geben, theils endlich um den Aufforderungen vieler Bekannten, denen ich im Eifer des Gesprächs manche Thatsachen vielleicht mit einigen Uebertreibungen erzählte, und der Aufforderung eines speculativen Verlegers zu genügen. Ohne strenge Ordnung und Wahl werde ich dasjenige, was mir interessant und des Lesens allenfalls werth erscheint, vorführen, wie es gerade meiner Erinnerung vorschwebt.

Vorher noch ein Wort über die neuerrichtete Fremdenlegion, deren Bestimmungsort wiederum das nördliche Afrika geworden. Nachdem die zuerstgeworbene Legion an Spanien abgetreten, meldeten sich wieder viele Flüchtlinge, Deserteurs, alte Militärs aus den aufgelös'ten Schweizerregimentern, Polen und Italiener, größern Theils aber Deutsche zum Eintritt in das französische Militär und da dies abgeschlagen ward, zu der Fremdenlegion, oder andern in Afrika stehenden Corps. Da die frühere Legion von manchem Nutzen gewesen, jedenfalls viele Franzosen vom wenig rühmlichen Tode in Afrika's Wüsten errettet hatte, so beschloß das französische Gouvernement die Errichtung einer neuen, die wie-

derum reißenden Fortgang fand und viele neue Schlachtopfer verschlang. Auch der größere Theil der in Spanien aus der frühern Legion verschont gebliebenen Mannschaft trat, da ihr keine andere Wahl gestellt war und keine andere Aussicht blieb, in die neue Legion ein, die sich bei dem Sturme Constantine's rühmlich hervorthat. Grenadiere der neuen Fremdenlegion drangen unter den ersten Sturmcolonnen in die feindliche Stadt. Zur Zeit hört man wenig von dieser Legion, da zur Zeit überhaupt wenig in Afrika zu thun ist; die Unglücklichen verschmachten in den Lagern oder sterben Schaarenweise in den elenden Hospitälern und glücklich sind noch die zu preisen, welche in algierischen Hospitälern sterben können. Vergleiche Blanqui's jüngsten Bericht über die Colonie Algerien *).

*) Anmerkung des Verf. Wie sich die Verhältnisse später in Algerien gestaltet haben, wird noch später in diesen Blättern dargelegt werden, wie es überdem aus den Mittheilungen der öffentlichen Organe bereits bekannt ist.

II.

Algier mit seinen Umgebungen.

Obwohl die Barbareskenstaaten und Marokko von uns wie von ganz Afrika und Asien westlich liegen und demgemäß Algier eher eine occidentalische, als eine orientalische Stadt genannt werden sollte, so trägt doch die Stadt wie das ganze Land ein so durchaus orientalisches Gepräge, daß jene Bezeichnung, wenn auch der geographischen Lage nach falsch, so doch dem Verständnisse nach und in Hinsicht auf die Bewohner, die Städte, das Clima und auf alle dortigen Beziehungen und Verhältnisse eine sehr richtige ist. Der Europäer erblickt, sobald er das Schiff verlassen und den Fuß auf algierischen Boden gesetzt hat, eine ganz andere, ihm früher unbekannte und von der europäischen durchaus verschiedene Welt: das Land, die Bewohner, die Bauart der Häuser, Alles trägt eine südliche,

eine orientalische Physionomie. Und wenn das Clima, der Boden und die ganze Natur im nördlichen Afrika denen in Aegypten, Kleinasien, Syrien und Arabien nicht ganz ähnlich wären, so sind es doch die Bewohner, von denen stets mehr oder weniger die Physionomie eines Landes abhängt. Spanien unter den Mauern war ein ganz anderes als das heutige und ebenso hat sich die Türkei im Vergleich zu dem frühern griechischen Kaiserthum verändert. Religion, Verfassung, Industrie, Arbeitsamkeit und Kunstsinn der Bewohner vermögen in wenigen Decennien die Oberfläche eines Landes umzugestalten, wofür uns Amerika Beispiele im guten, Italien, Griechenland und andere Länder im schlechten Sinne liefern.

Wohl jedes der bekanntern Völker und Länder hatte einst seine Glanzperiode, sank darauf, um wieder zu steigen oder um in einem todtähnlichen Schlafe zu verharren. Was waren Italien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten, was endlich die meisten Länder Europa's in frühern Zeiten! Das eine verfiel im Innern um einem andern Platz zu machen, das andere ward von Außen erobert und in Fesseln geschlagen; von hier wanderte die Bevölkerung aus oder ward vertrieben und cultivirte ein anderes Land; bald war es die Religion, bald

die Verfassung, bald auch waren es äußere Verhältnisse, welche ein Volk groß oder klein, reich oder arm machten. Auch das nördliche Afrika feierte dereinst seine Glanzperiode, es ist das aber schon lange her und würde endlich Zeit, daß es aus seinem langen und tiefen Schlafe erwachte. Wie blühte das herrliche Küstenland des nördlichen Afrika unter den Carthaginiensern, wie blühte es noch unter seinen Erobern, den Römern! Es hieß in jener Zeit in Verbindung mit Sicilien und Aegypten die Kornkammer Roms; auf einem Concil erschienen vierhundert christliche Bischöfe aus Nordafrika — heute kann das Land, welches doch dasselbe geblieben, seine dünne, sehr mäßige Bevölkerung kaum ernähren, müssen die französischen Truppen und Colonisten durch Zufuhren aus Europa unterhalten werden, ist endlich erst seit Kurzem ein Bischof von den wieder gottesfürchtig werdenden Franzosen dort eingesetzt! — Nach der Unterjochung und Vertreibung der Römer durch die Vandalen, die sich in der neuen Eroberung niederließen, sanken Wohlstand, Cultur, Handel, Kunst und Wissenschaft zumal und wurden von den nachfolgenden Eindringlingen, den Arabern, welche die Vandalen verjagten, gerade nicht befördert und wieder aufgerichtet. Nichts desto weniger trat wieder

eine Zeit der Blüthe für die Küstenländer Nord-afrika's ein, als die aus Spanien vertriebenen Mauren und Juden nach Afrika übersiedelten und mit den geretteten Schätzen, mit ihren Künsten und Wissenschaften ein regeres Leben verbreiteten, den Handel emporhoben, den Boden sorgsamer bebaueten, zugleich aber auch aus Rache gegen die Spanier, von denen sie auf so ungerechte Weise verjagt worden waren, Seeräuberei zu treiben begannen und im Laufe der Zeit nicht bloß gegen die Spanier, sondern gegen alle Schiffe der Christen die bittersten Feindseligkeiten übten und deßhalb in stetem Kampfe mit den Johanniterrittern auf Malta lagen, wobei die Moslemim jedoch sich besser standen als die christlichen Ritter und alle Seehandel-treibenden Nationen der Christen, da der Handel der letztern natürlich unendlich viel Male beträchtlicher war als der ihrige und ihnen für ihr Handwerk alle Meere offen standen, sie dagegen ihre Ausfuhrprodukte größtentheils von fremden Kaufleuten und von Schiffen der Christen aus ihren Häfen holen ließen. Jener vielberühmte und vielbesungene Kampf der christlichen Ordensritter gegen die Ungläubigen ward daher in Wahrheit zum größten Schaden der Christenheit und im Ganzen weit glücklicher von den unerschrockenen Ungläubigen,

als von den christlichen Abentheurern und Wüstlingen auf Malta geführt.

Die Barbareskenstaaten und vor allen Algier ladeten zwar zu öftern Malen den ganzen Zorn der europäisch-christlichen Staaten auf sich und sollten in Folge dessen bestraft, erobert und für immer unschädlich gemacht werden. Zahlreiche Flotten und Heere wurden in dieser Absicht ausgerüstet und gegen die afrikanischen Seeräuberstaaten gesandt, die Mehrzahl jener Kriegsrüstungen hatte aber ein trauriges Ende, denn die Seeräuber waren tapfer zu Lande wie zur See und mit ihnen stand ein wunderthätiger Marabut, der fromme Sid-Utika im Bunde, der bei Annäherung der feindlichen Flotten mit seinem Stabe das Meer so lange schlug, bis es aufbrauf'te und im Sturm die nahenden Feinde verschlang. Als der alte Hexenmeister gestorben war, nahm man seine Gebeine und schlug mit ihnen das Meer und siehe, es that dieselbe Wirkung! Auch die Ungläubigen hatten ihre Wunderthäter und ihre Wunder, die Gläubigen dürfen sich derselben daher nicht allein rühmen. — Ferdinand der Katholische landete aber an einer Stelle, wo das Meer nicht gepeitscht und da dieses unvorsichtiger Weise unterlassen worden, schiffte er ungestört aus, eroberte Oran und sogar Algier. Die besiegten Mau-

ren und Araber — die Juden und Neger, welche über ganz Nordafrika verbreitet und sehr zahlreich in Algier waren, kamen nicht in Betracht, da sie nur geduldet, Mauren und Araber dagegen die Gebieter waren — hatten jedoch viele Freunde und riefen deren zu Hülfe. Dem Hülferuf folgte das famose Brüderpaar Horuk und Chaireddin Barbarossa, zwei gefürchtete türkische Seeräuber, welche vereint mit den Mauren und Arabern die Spanier verjagten, nachher aber die befreite Stadt mit ihrem Gebiete nach Freibeuterart für gute Prise erklärten. Horuk fiel bald im Kampfe gegen die Christen, Barbarossa aber wußte durch List, Klugheit und Kühnheit sich zu halten; er ließ sich von dem Großsultan als seinem Landesherrn mit der Regentschaft Algier belehnen und beherrschte Land und Volk mit seiner im Verhältniß zu letzterm sehr geringen Schaar türkischer Freibeuter und Abentheurer, die mit dem Brüderpaare anfänglich erschienen und später durch Recrutirung in der asiatischen und europäischen Türkei vermehrt waren. Von jener Zeit an herrschten von dieser türkischen Miliz erwählte und von dem Padischah bestätigte Vicekönige, Deys, bis zur Einnahme Algiers durch die Franzosen über dasselbe und dessen Gebiet, welches gegen 9000 □ Meilen betrug. Die oberste Gewalt

lag in den Händen des Dey, der weniger von Constantinopel als von seinem Divan und von seinen türkischen Milizen abhängig war, die häufig ihre selbsterwählten Deys wieder absetzten, noch häufiger sie ohne weitere Umstände ermordeten. Es herrschte die gräßlichste Militärdespotie in Algier; eine wilde Soldateska, die aus dem Hefen des Volks, selbst aus Verbrechern alle zwei Jahre in der Levante und in Constantinopel recrutirt ward, bildete im neuen Vaterlande alsbald den bevorzugten Kriegerstand, gewissermaßen den hohen Adel, aus dem der Dey und alle Staatsdiener erwählt wurden, tyrannisirte, obwohl nie zahlreicher als 10—12,000 Mann, die drei bis vier Millionen Einwohner, mordete und plünderte ungestraft, und trieb als ruhmwürdigstes und einträglichstes Geschäft die Seeräuberei, wodurch sie dem ganzen christlichen Europa sich furchtbar machte. Es mußten jedenfalls sehr energische, sehr tapfere und sehr consequente Männer sein jene 10—12000 Türken, welche als fremde Eindringlinge die Eingebornen Algeriens im Zaum hielten und von ihnen nach Willkür Steuern eintrieben, ihnen Vieh und Weiber raubten, eine Aufgabe, die in ihrem ganzen Umfange nicht einmal 40 — 50,000 französische Krieger zu lösen vermögen; tapfer mußten

jene Helden sein, denn sonst hätten sie jenes nicht vermocht und außerdem noch die ganze Christenheit in Furcht und Schrecken gesetzt und derselben nicht bloß die schönsten, reichsten Kauffahrer und selbst Kriegsschiffe genommen, in welchen Fällen häufig zehn Freibeuter hundert Christen besiegten und in die Sclaverei führten, sondern auch die Küsten der am mittelländischen Meere gelegenen Länder geplündert, Städte und Dörfer eingeäschert und mit dem Raube und den unglücklichen Einwohnern nach dem sichern Algier gesegelt — und consequent mußten sie sein, denn sonst hätten sie nicht so lange und so ungestört sich in ihrer Herrschaft und das System ihrer Militärdespotie aufrecht erhalten, welches so weit ging, daß selbst der Sohn eines Dey, welcher in Algier geboren, nicht in die dortige türkische Miliz eintreten durfte, die lediglich aus gebornen, unabhängigen, durch keine Bande an ihr neues Vaterland gebundenen Türken bestehn mußte. Nur Männer wurden aus der Levante und aus der Türkei geholt, nie türkische Weiber; in Algier wählten oder raubten sich die Leutchen nach Gefallen weiße, braune, oder schwarze Weiber, Christinnen, Muhamedanerinnen oder Heidinnen, gleichviel aus welchem Lande, weß Standes und welcher Religion; die Sprößlinge aus diesen

höchst freien, bald geschlossenen, eben so bald getrennten und daher höchst annehmlichen Ehen — was die Männer betraf — wurden durchgängig als Bastarde betrachtet, führten den Namen Culuglis und durften, wie oben gesagt, weder in die türkische Miliz eintreten, noch Staatsämter bekleiden. —

Nach dem glücklichen Unternehmen Ferdinand des Katholischen gegen Algier, in Folge dessen die Stadt, jedoch nur neun Jahre lang in die Hände der Spanier kam, versuchten mehrere christliche Herrscher Europa's den übermüthigen und gefährlichen Seeräuberstaat zu unterdrücken. Karl V. versuchte es vergebens, eben so Ludwig XIV. zu dreien Malen. Nach dem dritten Male, im Jahre 1687, als die Hälfte Algiers durch das Feuer der französischen Flotte in Grund geschossen oder verbrannt war, fragte nach wiederhergestelltem Frieden der Dey den französischen Consul: wie viel die Einäscherung Algiers dem französischen Könige gekostet habe? Auf die Antwort des Consuls erwiderte der menschenfreundliche Dey: wenn mir dein König die Hälfte jener Summe gegeben hätte, würde ich es selbst gethan und Euch die Mühe und die andere Hälfte der Kosten erspart haben! — Wiederholte Angriffe und Bombardements der Engländer und Holländer, wie auch eine mächtige Rüstung der

Spanier, die mit einem Heere von 25000 Mann im Jahre 1775 wirklich landeten, hatten keine günstigern Erfolge: Algier trieb nach wie vor zur Schmach der ganzen Christenheit sein Gewerbe fort und lachte der Drohungen der Consuln wie der feindlichen Rüstungen. Unserm Jahrhundert war es vorbehalten den stolzen Raubstaat erst zu demüthigen und dann zu vernichten. Die Bombardements nordamerikanischrr Seits unter dem Admiral Decatur, und ein Jahr darauf englischer Seits unter Exmouth hatten ein günstiges Resultat und bewirkten, daß Algier die Flaggen der größern Seemächte respectirte und die der kleinern gegen jährlichen Tribut verschonte! Christliche Könige mußten dem Dey von Algier Tribut entrichten und schützten dennoch ihren Seehandel nicht durchaus vor den Angriffen der kühnen Corsaren, die mit ihren kleinen Kapern nicht allein das Mittelmeer, sondern selbst das atlantische Meer und die Nordsee unsicher machten. Bis zur endlichen Einnahme Algiers durch die Franzosen bezahlten Schweden, Dänemark, Portugal, Sicilien, Toscana und andere Staaten einen jährlichen Tribut an Algier, andere hatten Verträge geschlossen, mußten aber sogenannte Consulargeschenke entrichten, obwohl dadurch weder ihr Seehandel, noch das Leben ihrer

Unterthanen in den Barbareskenstaaten durchaus gesichert war, denn fiel es dem Dey, oder den türkischen Milizen oder endlich einem verwegenen Seeräuber ein, auf eigene Hand etwas zu unternehmen, was selten gehindert und nie bestraft ward, so kehrten sich diese wenig an Verträge, noch an das Völkerrecht, weder an Tribut, noch an Consulargeschenke.

Länger als drei Jahrhunderte herrschte ein Haufe fanatischer und grausamer Türken über Algier und verwandelte das blühende Land in eine Einöde, ließ Alles verfallen, was bestanden hatte, vernichtete auch wohl das Bestehende. Der Türke in Algier lebte in seinen jüngern Jahren als Krieger oder Seeräuber, in spätern bekleidete er eine Stelle im Staate, oder zog sich auf sein Landhaus, oder in seinen Harem zurück, um im Nichtsthun und im Wohlleben, in der indifferentesten Ruhe und Behaglichkeit das Ende seiner Tage zu erwarten. Türken, die in ihrem Vaterlande meist verachtet, oder als unruhige Köpfe gehaßt, oder Faullenzer und Verbrecher waren, segelten nach Algier und wurden alsbald Herren des Landes, erhielten Ehrenämter, erwarben Schätze und Ansehn. Sie hielten es unter ihrer Würde sich mit etwas Anderen, als mit der Regierung des Staats und mit dem Kriegshandwerke, welches meist in

Raubzügen gegen die Eingebornen, die keinen Tribut bezahlen wollten, und in Seeräuberei bestand, zu befassen, sie verachteten den Handel, den Landbau, Kunst und Wissenschaft, jedes Gewerbe, jeden Stand, endlich jede Nation. Die unterdrückten Mauren betrieben den gesunkenen Handel, die Araber und Beduinen Viehzucht und den vernachlässigten Ackerbau, die Juden, die unendlich verachtet und gemißhandelt wurden, betrieben den Kleinhandel und daneben Wuchergeschäfte und die Neger und die gefangenen Christen verrichteten unter grausamen Vorgesetzten, meist Renegaten oder zu andern Geschäften untauglichen Türken, die niedrigsten Sclavendienste. Nur die Türken waren Herrn, alle Andere Sclaven, von jenen verachtet, unterdrückt und gemißhandelt. Wie weit der Stolz der herrschenden Partei ging, mag ein Beispiel belegen. In Algier und der nächsten Umgegend befinden sich viele öffentliche Brunnen, auf welche im Allgemeinen viel Sorgfalt verwendet, dieselben häufig aus weißem Marmor und so umfangreich erbauet wurden, daß sie Tempeln mit Säulengängen und Hallen gleichen. Das Trinkwasser, so schlecht es im Allgemeinen in Algier ist, bezieht man lediglich aus den öffentlichen Brunnen, die vorzugsweise auf freien Plätzen, in belebten Straßen und an den Wegen sich befinden, wo

mit ihnen gewöhnlich ein Kaffeehaus verbunden ist. Nicht bloß die Menschen stillen an diesen Brunnen ihren Durst, zu welchem Ende blecherne Gefäße an Ketten neben denselben befestigt sind, sondern man tränkt auch die Thiere in den größern, mit den Brunnen zusammenhängenden Wasserbehältern und Rinnen. Traf es sich nun, das mehrere Individuen aus den verschiedenen Stämmen und Classen zugleich an einen Brunnen den Durst stillen wollten, so entschied das Gesetz, wer zuerst sich nähern durfte: zuerst der Türke, dann das Pferd des Türken, darauf folgte der Maure, der Araber oder Beduine und nachdem diese getrunken hatten, durfte der unglückliche Jude sich nähern. Die Nichtachtung dieses Etiquettengesetzes ward von den Türken stets mit Mißhandlungen der Contravenienten, ja sogar bisweilen mit dem Tode derselben bestraft.

Wie Land und Volk unter der schmählichen Herrschaft der Türken sanken, übersteigt jegliche Beschreibung. Da das Eigenthumsrecht durch nichts gesichert war, hatte Niemand große Lust für die Verbesserung, oft selbst nicht für die Erhaltung seines Grundbesitzes Sorge zu tragen; die Türken waren zu träge, Mauren und Juden beschäftigten sich mit Handel und einigen Gewerbszweigen, die

Araber und Beduinen hatten selten feste Wohnplätze, sondern zogen mit ihren Heerden, wo die Weide ergiebig oder sie vor den Bedrückungen der Türken sicher waren, und demnach ward von keiner Seite für die Cultur des Bodens, für den Aufbau neuer und die Erhaltung der bestehenden Straßen, Wasserleitungen, Landhäuser, Paläste und Gärten etwas gethan, nur die Wohnungen in der Stadt wurden nothdürftig in einem bewohnbaren Stande erhalten. Einige der angesehenern Mauren und die Mehrzahl der in Algier residirenden Consuln machten allein eine Ausnahme von dem Gesagten und verwendeten sowohl auf ihre städtischen Wohnungen, als ganz besonders auf ihre Landhäuser und Gärten mehr oder mindere Sorgfalt. Der Boden war jedoch so ergiebig, daß er bei einiger Arbeit und Mühe die schönsten Producte in Masse hervorbrachte. Da vorzüglich, wo das Erdreich während der heißen Sommermonde bei gänzlichem Mangel an Regen einiger Feuchtigkeit genoß, in Thälern, Niederungen und an den Ufern der Flüsse, wie da, wo es durch künstliche Wässerungsanstalten befruchtet ward, überstieg der Ertrag, die Ueppigkeit der Gewächse, die Schnelligkeit der Reife alles bis dahin Gesehene. Zwei, drei und selbst vier mal konnte man in einem Jahre erndten. In den Mo-

naten Januar bis Juni glich das ganze Land einem blühenden Garten, die Natur erschöpfte sich dann in ihrer Productionskraft, aber der indifferente Mensch unterstützte dieselbe in Nichts. Früher war es anders: da waren überall künstliche Bewässerungsanstalten angelegt, größere Wasserleitungen erbauet, Kunststraßen gezogen, Gräben und Wasserréservoirs gegraben — man sieht von dem Allen nur noch Spuren und verfallene Ueberreste! Bis zur Zeit der Einnahme Algiers durch die Franzosen waren wenigstens die Umgebungen der Stadt in einem Umkreise von mehreren Stunden angebauet, mit reizenden Landhäusern besetzt, die Gärten bewässert, die Ebenen und Thäler mit den üppigsten Gewächsen, die Höhen mit Fruchtbäumen der südlichen Zone und mit Weinbergen bedeckt: seit jener Einnahme aber sind auch die Umgebungen Algiers größtentheils verödet, die Landhäuser verfallen oder zerstört, die Gärten verwildert, die Bewässerungsanstalten unbrauchbar gemacht oder durch Vernachlässigung es geworden und so gleicht das Land, welches römische Schriftsteller **speciositas totius terrae florentis** nennen, dermalen einer traurigen Wüste, in welcher der Aufenthalt theils durch die Einflüsse des Clima und aus Mangel an Vorsicht, Obdach und zweckmäßiger Nahrung ungesund ist,

theils durch rachsüchtige, grausame Feinde so unsicher gemacht wird, daß man sich ohneractet des Aufwandes an bewaffneter Macht Seitens der Franzosen kaum vor die Thore der Stadt wagen darf. Eine dreihundertjährige Herrschaft der Türken hat das Land kaum mehr verödet und die Urbewohner mehr verwildert, als die neun jährige der Franzosen, denn die Franzosen verstehen wohl zu erobern, nicht aber zu colonisiren!

Der Einfluß der französischen Herrschaft zeigt sich nicht so nachtheilig in Bezug auf die Stadt Algier, als auf deren Umgebungen und das ganze Land. Allerdings ist ohneractet des Zuflusses von Europäern die Bevölkerung der Stadt um die Hälfte vermindert, da alle Türken entweder bei der Eroberung oder den vorhergehenden Kämpfen blieben, oder die Stadt und theilweise das Land verließen, und außerdem viele Mauren und Araber und strenggläubige Moslemim dem Beispiele der Türken folgten. Algier zählt jetzt noch zwischen dreißig bis vierzigtausend Einwohner und zählte früher nach einer sehr wahrscheinlichen Annahme das Doppelte. Diese Bestimmungen sind noch jetzt sehr vage und waren es vordem viel mehr; über die Zahl der gesammten Bevölkerung des Gebietes oder der Regentschaft von Algier oder Al=

geriens, nach der von den Franzosen erfundenen Benennung, hat man sich nicht einigen können und wird es nie können. —

Die Lage der Stadt Algier ist zugleich im höchsten Grade pittoresk und zweckmäßig. Sie erhebt sich an der Ostseite eines Berges, dessen Fuß das Meer bespült, und dessen erste vorspringende Spitze die Casauba, die zweite das majestätische Kaiserfort krönt. Das schimmernde Weiß der Häuser, die durchgängig ohne Dächer und an deren Statt mit Plattformen und Brustwehren bedeckt und mit glänzend weißem Kalk beworfen sind, die Kuppeln und Minarets der Moscheen, die stattlichen Forts und Batterien, der Hafen voller Schiffe und Nachen, und das Ganze von zahllosen Landhäusern und während der Wintermonde von einem saftigen Grün und üppigen Blüthenflor eingefaßt, gewährt einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Die Lage der Stadt am Abhange eines Berges macht den Abfluß der Unreinigkeiten, die in Ermangelung von Canälen, Rinnen und Gossen sonst verpestende, durch die Enge der Straßen noch vermehrte Ausdünstungen verbreiten würden, möglich, mildert in Folge der Nähe des Meeres und der Richtung gen Osten während der heißen Jahreszeit die erdrückende Hitze, indem die Seeluft die engen Gassen durchziehn kann,

führt aber auch viele Beschwerlichkeiten herbei, indem die Straßen, außer in den untern, am Meere gelegenen Theilen, sehr steil und nicht ohne Gefahr zu passiren, überdem so enge sind, daß kaum zwei Menschen neben einander gehn können. Erst unter der französischen Herrschaft sind einige Straßen in der untern Stadt erweitert und für Fuhrwerk, welches man vordem in Algier gar nicht kannte, gangbar gemacht, auch für besseres Straßenpflaster ist in neuern Zeiten theilweise Sorge getragen. — Die Mehrzahl der Häuser in Algier ist sehr hoch, aber ohne Fenster, nur mit einer niedrigen Thüre nach der Straße zu versehn, wodurch ein finsterer, einförmiger Eindruck hervorgebracht wird. Fast jedes Haus, zumal in den untern belebtern Theilen der Stadt in der Nähe des Hafens, hat einen Laden: europäische, maurische, arabische und jüdische Kaufleute und Speculanten legen da die Producte des In= und des Auslandes aus, pariser und algierische Luxusartikel; es sind sogar schon Buchhandlungen und Leihbibliotheken etablirt, wie auch im Jahr 1832 in Algier ein politisches Journal in französcher und arabischer Sprache erschien, le Moniteur Algérien, der jedoch unter den Arabern nicht gar viel Abonnenten zählt. — Der Kaffeehäuser, theils mit französischer, theils mit

orientalischer Einrichtung, und der Barbierstuben, die wie jene zur ebenen Erde liegen und in denen die Gäste ebenfals mit Kaffee bewirthet werden, gibt es in Algier eine Unzahl, fast eben soviel, als der Laden und Boutiken.

An öffentlichen Plätzen war früher Mangel, erst unter französischer Herrschaft ist ein ziemlich großer Markt- und Paradeplatz (place d'armes) in der Mitte der Stadt und ein anderer vor dem Thore Babazun, wo die Beduinen ihren Markt halten und die Hinrichtungen Statt haben, durch Niederreißen von Häusern und ganzen Straßen angelegt. Die Länge der Stadt beträgt von dem Hafen bis zur Casauba, dem äußersten Endpunkte auf der ersten vorspringenden Spitze des Berges, an dem Algier amphitheatralisch gelegen, ungefähr eine halbe und die Breite von Süden nach Norden, von dem Thore Babazun bis zum Thore Babalued ungefähr eine Viertelstunde; die Straßen sind, einige wenige neuerdings erweiterte ausgenommen, sehr schmal, großentheils schlecht, theilweise ungepflastert, die Häuser sind hoch und waren früher von oben bis unten dicht bewohnt, in Folge dessen es möglich ward, daß auf dem kleinen Raume eine so beträchtliche Bevölkerung wohnte. — Die Stadt Algier ist an und und für sich sehr schwach befestigt und er-

hält nur durch die umliegenden Forts und Batterien ihre Bedeutung. Am Meere liegt der durch viele Batterien geschützte und außerdem stark befestigte Hafen, **la Marine**, der das Seearsenal, den Leuchtthurm, Casernen, Magazine und Waarenlager in sich schließt und auf dessen Wällen früher und theilweise noch jetzt Geschütze vom schwersten Caliber ruhen. Duperré brachte durch das Feuer von sechs der größten Linienschiffe Frankreichs, mit denen er eben so kühn wie vorsichtig in dem für Fahrzeuge solcher Größe sehr seichten Fahrwasser bis auf Schußweite gegen das Hafenfort und die Hafenbatterien vordrang, das Feuer der letztern zum Schweigen und trug dadurch nicht wenig zur baldigen Uebergabe der Stadt bei. Dem Admiral gebührt überhaupt bezüglich der Eroberung Algiers mehr Ruhm, als dem commandirendem General, dem **double traître Comte de Bourmont** gezollt ward. — Südlich von der Stadt, ebenfalls am Meere, liegt das Fort Babazun, dessen Werke nach europäischer Art, wahrscheinlich auch von europäischen Baumeistern und von unglücklichen Christensclaven angelegt sind. Am nördlichen Ende der Stadt liegt das **fort neuf**, außerhalb ungefähr tausend Schritte vor demselben das **fort vingt-quatre heures**. Auf der Südwestseite Algiers ist ein Werk von geringerer Be-

deutung, la porte neuve, angebracht. Am obern, westlichen Ende der Stadt, die in Form eines Dreiecks erbauet ihre beiden Seitenlinien hier in einem spitzen Winkel vereinigt, liegt die Casauba, oder der Landessprache nach die Casbah, welches im Beduinischen „Musik" bedeutet. Es war dies der Aufenthalt des entthronten Dey und seiner Familie, die sehr zahlreich war, da er nach Zurücklassung vieler andern noch sechs und funfzig Weiber mit sich nach Europa nahm. — Der alte Hassan ist auch heimgegangen und genießt zugleich mit seinem Erzfeinde Karl X. die Freuden des Paradieses, die den beiden Tugendhelden keinenfalls entgehn können! In der Casbah lag früher, wie auch jetzt wieder, viel Militair, namentlich die treuesten Anhänger des Dey, der sich mit ihrer Hülfe, vermittelst hoher Wälle, und vieler Kanonen gegen seine treuen Unterthanen und die Einwohner seiner guten Residenzstadt schützte. In derselben Casbah wohnten noch mehrere Minister, Räthe, die Hausoffiziere und Hofoffizianten, die Eunuchen, Sclaven und Sclavinnen des Dey, ferner ward der öffentliche, der „heilige Schatz" des Staats wie der Privatschatz des Dey dort verwahrt u. A. m. Das Ganze bildet eine unregelmäßige, nichts weniger als prachtvolle Häusermasse, die mit hohen Mauern, auf denen Geschütz gepflanzt, um=

geben ist. Zwar ist viel Marmor an Säulen, Brunnen, Treppen und Fußböden verschwendet, aber ohne Ordnung und ohne Geschmack, wie man es von Seeräubern und einer rauhen Soldateska erwarten kann. Durch die Casbah zogen die Franzosen am 6. Juli 1830 vom fort de l'empereur aus in die Stadt ein, nachdem diese Tags zuvor, nach der Einnahme jenes genannten Forts, capitulirt hatte. Von der Casbah bis zur zweiten und höchsten Bergesspitze aufwärts steigend gelangt man zum Hauptwerke, zu eben jenem fort de l'empereur, welches alle übrigen Werke, die Stadt und vermittelst der schwersten Geschütze selbst den Hafen beherrscht. Dieses mit unendlichem Aufwande an Arbeit, Mühe und Kosten aus Quadern aufgeführte Fort ward von Karl V. auf seinem Zuge gegen Algier im Jahre 1541 als ein Hauptangriffspunct auf die übrigen Werke und die Stadt begonnen und später unter mehreren Deys vollendet. Es ist das größte um und in Algier, von hohen und tiefen Mauern im regelmäßigen Viereck umschlossen und im innern Raume Casernen, Magazine und Gefängnisse bergend. Durch einen glücklichen Zufall wurden die Franzosen Herren des Kaiserforts, in Folge dessen die Stadt capitulirte. Auf der Nordseite, die damals die schwächste und von gegenüberliegenden Höhen am wirksamsten zu

beschießen war, jetzt aber bedeutend verstärkt ist, errichteten die Belagerer Demontir= und Breschbatterien und eröffneten ein sehr lebhaftes Feuer. Auf dieser nämlichen Seite befand sich das Pulvermagazin, welches gegen Abend des 5. Juli 1830 mit fürchterlicher Explosion aufflog, einen Theil der äußern Mauer und mehrere Gebäude im Innern zertrümmerte, und viele Türken unter den Trümmern begrub. Furchtbar schrecklich soll der Anblick und die Wirkung dieser Explosion gewesen sein: die Schiffe schwankten im Meere, die Erde bebte, überall ruhte der Kampf. Als die Franzosen die Bresche in dem nördlichen Walle des Forts bemerkten, schickten sie sich zum Sturm an, fanden aber keinen Widerstand, denn was im Fort an Truppen gewesen, war unter den Trümmern begraben oder hatte sich in die Stadt zurückgezogen. Letztere Thatsache berechtigt zu der Annahme, daß der Pulverthurm im Fort von den Türken selbst angezündet worden, da sie, oder vielmehr der Befehlshaber des Kaiserforts bald eingesehen hatte, daß den Anstrengungen und der überwiegenden Kriegskunst der Franzosen auf die Dauer nicht zu widerstehn sei. Die Franzosen maßen jedoch sich und dem gut gerichteten Feuer ihrer Artillerie den Erfolg bei und behaupten noch heute, eine Bombe sei in den wohlbekannten Pulverthurm

geworfen und habe gezündet. Jedenfalls steht fest, daß ohne dieses Ereigniß die Franzosen, obwohl viele Verräther in der Stadt und im feindlichen Heere sich befanden, nicht so bald und so leicht zum Ziel gelangt wären; obgleich überall unterliegend haben dennoch die Türken, vereint mit den Eingebornen, den Eindringenden den tapfersten Widerstand und durch Fanatismus erhöhete Kühnheit entgegengesetzt. Die 10,000 Türken haben wie Helden gekämpft und den Franzosen nicht gerade leichtes Spiel gegönnt, denn von der 37,000 Mann starken Expeditionsarmee sind bereits nach anderthalb Monaten theils durch Feindesarm, theils durch die schädlichen Einwirkungen des Clima's gegen 11,000 Mann, also beinahe ein Drittel des Heeres, geblieben.

Außer den genannten Forts erheben sich nördlich und südlich von der Stadt derselben längs der Meeresküste in einer Ausdehnung von sechs bis acht Stunden ziemlich bedeutende, zur Verhinderung einer Landung angelegte Batterien, die jedoch der Mehrzahl nach von den Franzosen verlassen sind. Die Batterien sind in einem Halbkreise aufgeführt, innen mit Quadern ausgemauert und waren mit Geschütz von dem allergrößten Caliber besetzt. Daneben befindet sich ein

kelleräbnliches Gewölbe zum Aufenthalte für die Besatzung, ein Brunnen und ein zweites Gewölbe zur Aufbewahrung des Proviants und der Munition.

Rings um Algier, an den Bergen und vornemlich in den Thälern, liegen außerordentlich viele Landhäuser inmitten größerer und kleiner Gärten und Fruchtfelder. Die meisten dieser Besitzungen sind nach der Besitznahme der Franzosen leider verödet, von Speculanten für Spottpreise angekauft, die Häuser, die ohnehin leicht erbauet waren, verfallen, die Gärten verwildert, die Felder statt Saaten mit Unkraut bedeckt. Was aber aus diesen Grundstücken, was überhaupt aus Nordafrika's fruchtbarem Boden mit einiger Mühe zu machen wäre, ersieht man aus den Gärten und Feldern einiger Colonisten und Eingebornen, besonders aus denen mehrerer Consuln: einheimische und fremde Gewächse, Fruchtbäume und Gemüse, alle Producte des Südens und die schönsten Blumen gedeihen da trefflich. Zu dem Ende ist es aber nöthig, daß während der heißen Jahreszeit fleißig gewässert wird; gewöhnlich treibt ein Maulthier das Getriebe einer Wässerungsanstalt, welche in Canälen und Rinnen das Wasser auf die einzelnen Theile und Gebeete führt und wodurch in den heißesten Monaten, wenn das übrige Land verbrannt und

öde daliegt, das herrlichste Grün und die üppigste Fruchtbarkeit hervorgebracht wird. Ja wahrlich, wenn das Besitzthum erst gesichert und die Eigenthumsrechte geordnete sind, wenn anfängliche Kosten und Mühe und Arbeit nicht gescheut und gespart werden, so könnte Algerien wieder werden, was es schon zu öftern Malen war: ein fruchtbarer, blühender Garten, die **speciositas totius orbis florentis**!

III.

Abdl-Kadr und der heilige Krieg in Algerien.

Durch die Schilderhebung des eben so listigen wie kühnen Emirs Abdl-Kadr, der seit dem mit dem General Bugeaud geschlossenen Tractat mit größerm Rechte den Namen eines Sultans von Nordafrika verdient, ist die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf Algerien gerichtet, welches in Folge der orientalischen Angelegenheiten und anderer wichtigen politischen Fragen in jüngster Zeit, zumal nach dem abentheuerlichen Zuge durch die eisernen Thore, den der alte Marschall Valée und der junge Herzog Orleans, der Eine aus Neugierde, der Andere aus Ruhmbegierde, Beide aber ohne Ueberlegung und Berechnung der möglichen Folgen unternahmen — beinahe in Vergessenheit gerathen war. Da ertönt plötzlich ein Hülferuf, das Todesröcheln grausam Ermordeter und das Angstgeschrei der hartbe-

drängten Ueberlebenden aus der französischen Colonie; Frankreich trauert ob des nutzlos vergossenen Blutes seiner Kinder, und zürnt ob der nutzlos verschwendeten Millionen, aber mächtiger als jene Trauer und dieser Unwille äußert sich das allgemeine Verlangen nach Rache, nach endlicher Unterwerfung der feindlichen Stämme, welche die Colonisirung Algeriens hindern, nach endlicher Sicherstellung der afrikanischen Besitzungen und sicherer Gewähr und Bürgschaft für die Zukunft in Bezug auf diejenigen, welche als Conisten ihr Leben, ihr Hab' und Gut zum Opfer bringen wollen, wie auf diejenigen, welche als Angestellte oder Krieger Gesundheit und Leben zum Opfer bringen müssen.

Bereits in einer ausführlicheren Schrift, welche 1834, ein Jahr nachdem ich Algerien verlassen hatte, erschien, deutete ich Mehreres bezüglich dieser Colonie an, was sich im Laufe der Zeit vollkommen bestätigt hat. Die Franzosen können wohl erobern, nicht aber colonisiren — das haben von jeher ihre Colonieen, und in jüngster Zeit am schlagendsten ihre afrikanischen Besitzungen bewiesen. Seit etwas länger als neun Jahre in dem Besitze derselben, kosten sie dem Mutterlande schon über 400 Millionen Franken und wie viel Blut haben sie außerdem gekostet! Denn ohne Uebertreibung

darf man annehmen, daß im Durchschnitt in den verschiedenen occupirten Städten und deren Gebieten, wie in Algier, Oran, Bona, Bugia und neuerdings in Constantine, Philippeville und anderen von geringerer Bedeutung mehr, alljährlich 10,000 Soldaten theils den schädlichen Einwirkungen des Clima, theils den scharfen Yatakans der schlauen, fanatischen und grausamen Beduinen erlegen sind; rechnet man zu dieser Zahl noch 10,000 Mann, die bei der Eroberung Algiers geblieben sind — von den Kosten ist der dort vorgefundene Schatz, der sich auf 68 Millionen Franken belief, ungefähr soviel, als die Expedition kostete, schon abgezogen — so ergiebt sich mindestens eine Anzahl von 100,000 Männern, die in der Blüthe der Jahre ihr Dasein in Algerien enden und zwar unter schrecklichen Qualen, in erbärmlichen Hospitälern oder unter sinnreichen Martern ihrer rachsüchtigen Feinde enden mußten. Hunderttausend Mann Truppen und vierhundert Millionen Franken — ich will nicht mehr annehmen, obwohl französische Oppositionsjournale das Doppelte angegeben haben — ohne Nutzen, ohne Aussicht auf endlichen Frieden und Sicherstellung der Colonie verschwendet! Hätte das französische Gouvernement in den ersten zwei oder drei Jahren nach der Besitznahme Algiers die Hälfte

jener Mannschaft und die Hälfte jener Summe mit Ernst, mit Nachdruck und Umsicht auf die neue Colonie verwendet, so würde Frankreichs Herrschaft in derselben bereits begründet sein und Nutzen aus derselben gezogen werden können. Weßhalb dies nicht geschehen ist, nicht geschehen konnte und auch in der nächsten Folgezeit nicht geschehen wird, will ich in der Kürze zu beweisen suchen und dann auf den gegenwärtigen Zustand der französischen Besitzungen in Nordafrika, in denen ich achtzehn Monate zubrachte, übergehn.

Die Eroberung Algiers, die nach dreihundert Jahre langer von der ganzen Christenheit Seitens der dort herrschenden Türken erduldeter Schmach, nach der Verhöhnung Frankreichs und der Beschimpfung des französischen Consuls durch den letzten Dey in Algier endlich von Frankreich beschlossen, mit Ernst begonnen und glücklich zu Ende geführt ward, ein Unternehmen, so oft von verschiedenen Staaten versucht und stets fehlgeschlagen, weil nicht mit Nachdruck durchgeführt — die Eroberung und Vernichtung des gefürchteten Seeräuberstaats Algier hatte in demselben Monate Statt, in welchem in Frankreich die glorreiche (!) Julirevolution Statt hatte. Es war das schon ein böses Omen für die neue Eroberung, denn über das wichtigere Ereigniß

im Mutterlande traten die minder wichtigen in der überseeischen Besitzung in den Hintergrund und wurde dieselbe, so sehr das zu jeder andern Zeit geschehn sein möchte und würde, anfänglich fast gar nicht beachtet. Waren doch die Verhältnisse daheim im Innern nicht geordnet und sichergestellt, wie konnte man schon an äußere und diejenigen in der neuen Eroberung denken, zumal man in Frankreich gar noch nicht fest entschlossen war, dieselbe zu behaupten. Der neuerwählte König der Franzosen war von Anfang an gegen die Beibehaltung der neuen Eroberung, nur um der Nationalehre und besonders der Armee nicht zu nahe zu treten, wurden Algier, Bona und Oran besetzt, erstreckte sich jedoch anfänglich die Besetzung und somit die Herrschaft der Franzosen nur wenige Stunden über jene Städte hinaus. Ueberdem betrachtete England, mit dem Frankreich nach der Julirevolution um jeden Preis gutstehn wollte, die Besitznahme Algiers mit mißgünstigen Augen und würde eine Ausdehnung derselben noch mißgünstiger betrachtet haben.

Nachdem die Verhältnisse im Mutterlande einigermaßen geordnet und die Parteien scheinbar beschwichtigt waren, beschäftigte sich die Deputirtenkammer auch mit der neuen Colonie, welchen Namen man damals der Eroberung in Algier zuerst

beilegte. Viele Stimmen sprachen gegen, noch mehrere für die Beibehaltung, Erweiterung und Colonisirung des neuen Besitzthums, andere wollten bloß die wichtigern Städte und wieder andere nur Algier besetzt wissen. Ein Theil erblickte in Algier ein Eldorado, ein zweiter eine beschwerliche, kostspielige Erwerbung, ein dritter sprach von der Ehre Frankreichs, die es nicht dulden könne, daß man die mit soviel Blut und Kosten erworbene Colonie wieder aufgebe. Der größere Theil des französischen Volks war letzterer Ansicht und wer hätte endlich Algier nehmen, wem hätte man es abtreten sollen? Der vertriebene Dey war froh, daß er sein Leben, seine Weiber und Schätze gerettet hatte und ruhig in Livorno leben konnte, er sehnte sich durchaus nicht nach seiner höchst prekären Herrschaft über Algier zurück, die er überdem nur durch Wahl erlangt, und die er leichter verlieren konnte, als er sie erworben hatte. Die Türken, welche seit dreihundert Jahren im Besitze von Algier gewesen waren, dasselbe durch List und Treubruch unter Anführung der beiden türkischen Seeräuber Horuk und Chaireddin erbeutet, durch die gräßlichste Despotie behauptet und sich aus Vagabonden und Verbrechern alle zwei Jahre in der Levante und in der europäischen Türkei recrutirt hatten — die Türken,

nie zahlreicher als 10,000 Mann, waren theils bei der Eroberung Algiers geblieben, theilweise in's Innere des Landes geflüchtet oder nach Kleinasien übergeschifft und hatten eben so wenig Lust in ihren Seeräuberstaat, da ihnen für nun und immer ihr Handwerk gelegt worden, zurückzukehren, wie der alte Dey Hassan Lust dazu hatte und noch weniger als sie Lust, hatten sie ein Recht dazu. Und der türkische Kaiser besaß nicht mehr Recht dazu: türkische Seeräuber, die aus dem Vaterlande geflohen oder verbannt waren, hatten von den Bewohnern Algiers gegen die Spanier zu Hülfe gerufen, nach Vertreibung der Christen sich in den Besitz desselben gesetzt und ein späterer Seeräuberfürst sich von dem Großsultan mit Stadt und Land belehnen lassen, obwohl die von den türkischen Milizen in Algier aus ihrer Mitte erwählten Deys die Herrschaft des türkischen Kaisers nie vollkommen anerkannten. Algier war daher in der That nach Vertreibung des Dey und der Türken herrenlos, die Beduinen hatten es nie besessen und die Mauren schon länger, als dreihundert Jahre verloren: Frankreich beschloß daher die neue Eroberung zu behalten, war aber lange ungewiß in welcher Ausdehnung und unter welcher Form.

Den Debatten über das weitere Vordringen in

Algerien oder über die alleinige Besetzung der Hafenplätze machten die Urbewohner Algiers, die Beduinen oder Beduinen = Araber — denn sowohl Mauren wie Juden und Neger sind eingewandert wie es die Türken waren, und die Cabylen, Hadschuten und andere Völker, deren Namen uns in den Zeitungen aufstoßen, sind nur verschiedene Stämme der Beduinen — ein Ende. Obwohl dieselben von den Türken geplündert, mißhandelt und verachtet, so wurden sie von ihnen doch nicht im eigentlichen Sinne beherrscht: Niemand liebt mehr die Freiheit und ist stolzer auf seine Freiheit, als der Beduine und der Araber, die einem und demselben Volksstamme angehören und nur in Folge der verschiedenen Lebensweise, der Verschiedenheit des Clima's und Bodens der Länder, die sie bewohnen, in manchen Sitten und Gebräuchen von einander abweichen und hauptsächlich das Unterscheidungsmerkmal tragen, daß der Beduine keine festen Wohnplätze und keinen Sinn für Gewerbe und Ackerbau besitzt und roher, grausamer und fanatischer ist, als der Araber. Die Tyrannei der Türken gegen alle eingebornen oder eingewanderten Völkerschaften war arg, sie behaupteten sich lediglich durch unbarmherzige Grausamkeit, durch ihre Tapferkeit und das beharrlich verfolgte System

einer wilden Soldatendespotie. Sollte ein beduinischer Tribus — wie die Eintheilungen unter den Ureinwohnern benannt werden, die unter einem Scheik stehn und je nachdem mehrere hundert bis einige tausend Köpfe zählen — gezüchtigt werden, oder verweigerte er Steuern und Gaben, so zogen im Verhältniß zu der Größe und Macht des Tribus türkische Milizen zu Fuß und zu Roß aus, überfielen die rebellischen Beduinen, erschlugen die Männer und führten Weiber und Kinder und Vieh und Alles, was werthvoll war, mit sich fort. Und dennoch waren die Beduinen mit der türkischen Herrschaft zufrieden, hätten sie sonst nicht die zehntausend Türken leichtlich vertreiben oder doch im Schach halten können, wie sie dermalen 40—50,000 französische Truppen im Schach halten? Es sollen in der Regentschaft Algier allein gegen drei Millionen Beduinen leben, die eben von jenen türkischen Abentheurern im Zaum gehalten wurden. Aber durch Milde richtet man bei keinem wilden Völkerstamme, richtet man besonders bei den Beduinen nichts aus, welche Milde nur für Schwäche halten. Frankreich wollte durch Milde und durch materielle Interessen die Urbewohner Algeriens gewinnen: wir haben gesehen, wohin dieses System, welches freilich oft auch mit Schwäche, oft mit Grausamkeit

gepaart war, je nach den Zeitumständen, oder nach dem Character des jeweiligen Gouverneurs, oder endlich nach dem gerade adoptirten Colonisations- oder Administrationssysteme, geführt hat; außerdem stellte sich den Franzosen in Algier besonders ein Hinderniß entgegen, gegen welches die Türken nicht zu kämpfen hatten, die muhamedanische Religion nemlich, welcher die rohen, unwissenden, von ihren Marabuts oder Scheiks leicht zu fanatisirenden Beduinen treu und eifrig anhängen. Mit der Unterdrückung ihrer Religion — die jedoch von den Franzosen stets respectirt und nur dadurch beeinträchtigt ward, daß man eine der Hauptmoscheen Algiers in einen christlichen Tempel umschuf — glauben die Beduinen ihre Freiheit und Unabhängigkeit, ihre Weiber und Kinder, ihr ganzes Besitzthum und irdische und himmlische Freuden zumal zu verlieren.

Ueber die Lebensweise der Beduinen, der Söhne der Wüsten und der Gebirge und Schluchten des Atlas, könnte ich noch manches anführen, über ihre Sitten und Gebräuche, ihre wilde Tapferkeit und kalte Grausamkeit, über ihre Verschlagenheit und ihre Treubrüchigkeit, die sie gegen Ungläubige erlaubt halten, über ihre Mäßigkeit, Körperkraft, Ausdauer und Gelenkigkeit, und noch interessantere

Notizen über ihre Art Krieg zu führen, über ihre Harems — obwohl die bei weitem größere Mehrzahl der Beduinen nur ein Weib und bloß die Reichen, deren es wenige oder im wahren Sinne des Worts keine gibt, die Scheiks, Marabuts und die angesehensten Häuptlinge mehrere haben, wie das früher unter den Türken in Algier und zur Zeit noch unter den dort lebenden wohlhabendern Mauren und unter denjenigen Arabern, welche in Städten wohnen oder doch feste Wohnplätze haben, allgemein Brauch war und ist — — ich werde jedoch über das Alles und mehr noch später wohl mal sprechen und jetzt auf die Kämpfe der Franzosen mit den Eingebornen, auf die zwischen beiden Theilen geschlossenen Bündnisse und Verträge, sofern sie auf den jetzt in Algerien ausgebrochenen Krieg Bezug haben, etwas näher eingehn.

Schon in demselben Jahre, als Algier von den Franzosen erobert und besetzt worden, begannen die Beduinen Feindseligkeiten gegen die fremden Eroberer auszuüben. Einzelne Truppenabtheilungen, Vorposten, wehrlose Colonisten, Weiber und Kinder wurden von den schnellen und kühnen — kühn nemlich, wenn sie in der Mehrzahl und eines sichern Erfolges gewiß sind — Beduinen überfallen und erbarmungslos niedergemacht; die verstümmelten

Leichname, die zum Hohn zurückgelassen zu sein schienen, waren die blutigen Zeugen der blutigen Greuel und forderten ebensowohl zur Rache, als zur Beschützung der Eingewanderten und demzufolge zu einer bessern Sicherung und Erweiterung der Grenzen der neuen Colonie auf. Die ersten Gouverneure der Colonie, Berthézene und Clauzel, jener ein streng militärisches, dieser ein humaneres, hauptsächlich auf Colonisirung begründetes System befolgend, waren schon gezwungen Streifzüge gegen feindliche Stämme der Eingebornen zu unternehmen und sowohl im Gebiete von Algier weiter, bis nach Blida, Medeah und bis an den Fuß des kleinen Atlas vorzudringen, als auch zur Erweiterung und Sicherung der neuen Colonie die festen Hafenplätze Oran im Westen und Bona im Osten, die von feindlichen Beys beherrscht wurden, zu erobern *). Weiter in's Innere des Landes wagten sich jene beiden Gouverneure nicht, da sie einestheils nicht mit hinreichenden Streitkräften und Mitteln, theils nicht mit Vollmachten dazu versehn waren, indem Frankreich über die Zukunft der Colonie noch nicht im Klaren war. Man beschränkte sich daher dar-

*) Die abentheuerliche Einnahme von Bona durch den löwenmuthigen Jussuf Bey werde ich später besprechen.

auf, die Hauptpunkte an der Küste im Besitz zu haben und die Gebiete von Algier, Oran und Bona zu besetzen; den kriegerischen Bey von Constantine mußte man im Südosten gewähren lassen, züchtigte dagegen den Bey von Tittery im Westen Algeriens und bemächtigte sich des Gebiets desselben.

Im ersten Jahre der Besitznahme Algeriens hatte Frankreich außer einigen und zwanzig Millionen Franks, welche die neue Besitzung kostete, nachdem der in Algier vorgefundene Schatz abgerechnet war, indem die Expedition ungefähr eben soviel verschlang, als derselbe betrug — noch den Verlust von mindestens 20,000 seiner Söhne zu beklagen, die theils bei der Eroberung, theils in den nachfolgenden Kämpfen umgekommen, theils dem Clima erlegen waren. Bei der Einnahme und noch mehr bei dem Rückzuge von Medeah ward über die Hälfte der aus Freiwilligen gebildeten pariser Legion, dem nachherigen 67. Linienregimente, von hinterlistigen, grausamen Feinden aufgerieben, welche die Franzosen sicher gemacht, von ihnen Waffen und Munition erhalten und dann dieselben aus Hinterhalten und von allen Seiten überfallen und ohnerachtet der heldenmüthigen Vertheidigung der plötzlich Angegriffenen gegen 4000 derselben niedergemetzelt hatten. Die Franzosen räumten nach diesem Verlust Me-

deah, Blida und selbst die Ebene Metidschah, die sich in einer Länge von 20 und einer Breite von 5 Stunden von dem Fluß Aratsch bis an den Fuß des kleinen Atlas erstreckt, und beschränkten sich auf die Besetzung Algiers und dessen Umgebungen in einer Ausdehnung von kaum drei Stunden. Die Gebiete von Oran und Bona waren kaum so groß und dies Alles, was Frankreich zu Ende des Jahrs 1831 besaß, als ein neuer Gouverneur, der Herzog von Rovigo, bekannter unter seinem frühern Namen, Savary, nach Algier gesandt ward.

Unter der anderthalbjährigen Verwaltung des genannten Herzogs, der sein Wohl mehr im Auge hatte als das seiner Truppen und der ganzen Colonie, blieben die Verhältnisse in Algerien ungefähr dieselben. Man beschränkte sich auf die Behauptung der inne habenden Plätze, unternahm bisweilen Streifzüge gegen feindlich gesinnte Tribus, trat mit andern in Verbindung, errichtete zur Sicherung der inne habenden Territorien Lager und Blockhäuser, legte einige Dörfer nach europäischer Art an, verschwendete viel Geld und viel Menschenleben, erreichte im Ganzen aber kein befriedigendes Resultat. Die Eingebornen hielten es nur dann und so lange mit den Erobern, wann und wie es ihr Interesse oder die Noth gebot, eine wirkliche Annäherung

fand nicht Statt; konnten die fanatischen Moslemim dagegen den verhaßten Fremdlingen Schaden zufügen, so blieb gewiß keine Gelegenheit unbenutzt. Colonisten und Wehrlose wurden niedergemacht, sogar innerhalb der französischen Linien, befreundete Tribus von andern überfallen und wegen ihrer Anhänglichkeit an die ungläubigen Feinde fürchterlich gezüchtigt, einzelne Detachements, ja sogar zu weit vorgedrungene Piquets niedergemetzelt, und geraubt, gesengt und gemordet wo und wie es geschehen konnte. Während des Gouvernements des Herzogs von Rovigo wurden nur zwei ernstliche Züge gegen die Beduinen unternommen: im April 1832 der Tribus El-Uphia überfallen und zum Theil aufgerieben, und zu Ende desselben Jahres bei Tirraim große Massen des Feindes in einem förmlichen Treffen besiegt, in Folge dessen Blida wieder genommen, die aufrührerischen Stämme aus der Metidscha verjagt und ein großer Schrecken unter den Feinden verbreitet, die um Frieden baten und einige der rebellischen Scheiks, den Bey und Kadi von Blida und andere der unversöhnlichsten Feinde der Franzosen auf das Verlangen des Gouverneurs auslieferten. Savary wußte geschickt Milde und Strenge zu paaren, er ließ Einige der ausgelieferten Feinde hinrichten, verzieh und belohnte

Andere, und trat mit vielen Stämmen in einen anscheinend freundschaftlichen Verkehr. Die Beduinen ehrten den Generalgouverneur gar sehr, nannten ihn „den König der Könige“ und sandten im Frühjahr 1833, kurze Zeit vor der Abreise Savary's von Algier, welches er nicht wieder sah, eine glänzende Gesandtschaft dorthin, welche längere Zeit in Algier verweilte, überaus hoch aufgenommen ward und welcher zu Ehren Manöuvres abgehalten, Feste, Theater und andere Feierlichkeiten veranstaltet wurden. Bei dieser Gesandtschaft befand sich ein junger, verschlossener, theilnahmlos und gewissermaßen schwermüthig erscheinender Mann, der nur dadurch Aufmerksamkeit erregte, daß die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, namentlich die begleitenden Krieger ihn, der durch nichts Aeußeres sich auszeichnete und dieselbe weiße Bernus trug, hoch zu ehren schienen. Dieser junge Mann war Abdl=Kadr, der Sohn eines geachteten, heilig gehaltenen Marabuts, welcher die Stelle seines Vaters eingenommen hatte und als Scheik einem Tribus im Westen Algeriens, in der Nähe Orans und der marokkanischen Grenze, vorstand. Abdl=Kadr mochte damals zwei bis vier und zwanzig Jahre zählen. —

Dem Herzog von Rovigo, der in demselben Jahre, in welchem er Algier verlassen hatte, im

südlichen Frankreich starb und ohnerachtet seiner frühern Erpressungen in Spanien, Italien, Deutschland, Frankreich und zuletzt noch in Algier seinen zahlreichen Gläubigern nur drittehalb Procent hinterließ — folgten im Gouvernement Algiers die Generäle Avizard, welcher, wie es hieß, nur provisorisch die höchste Gewalt ausübte, aber ziemlich lange in derselben verblieb, Voirol und Erlon. In den ersten fünf Jahren hatte sonach die Colonie, wenn man den Eroberer Bourmont mitrechnet, bereits sieben Gouverneure, von denen jeder ein anderes, von seinem Vorgänger abweichendes System in militärischer, administrativer wie in Hinsicht auf die Colonisirung befolgte; in letzterer Beziehung hatte unstreitig Clauzel die weitumfassendsten und, wenn er besser unterstützt worden, auch die zweckmäßigsten Pläne entworfen. In den Angelegenheiten Algeriens änderte sich unter den drei genannten Gouverneuren nur wenig, alljährlich verschlang die Colonie 20—25 Millionen Franks und mindestens 10,000 Soldaten, welche das Mutterland und, was die Mannschaft betraf, auch das Ausland lieferte, denn einer ungefähren Berechnung nach sind von der aus aller Welt zusammengelaufenen Fremdenlegion 10—12 tausend Mann in Algerien geblieben. — So wenig eine Erweiterung des Ge-

biets durch militärische Maßregeln in jener Zeit erstrebt ward, so wenig gewann die Sicherstellung der Colonie im Innern, wie die Sicherheit in den besetzten Gebieten und endlich die Colonisation derselben. Halbe Maßregeln führten keine vollkommenen Resultate herbei, etwas Durchgreifendes, Uebereinstimmendes und Consequentes ward nie unternommen, wenigstens nicht durchgeführt, Besitz und Eigenthum waren nicht gehörig gesichert und beschützt, die Feinde nicht bezwungen, die Eingebornen nicht gewonnen: Frankreichs Herrschaft erstreckte sich im stricten Sinne nur über die occupirten festen Plätze, und da nur in Folge der zahlreichen Besatzungen, der Citadellen, Forts und Geschütze. Zu den schon genannten festen Plätzen Algier, Oran und Bona waren bis 1835 noch Bugia und Stora im Osten und Mostagenem im Westen gekommen, die Gebiete dieser Städte und Plätze jedoch nicht erweitert und nur so weit gesichert, wie sie von den Kanonen der Wälle und Forts beschützt werden konnten.

Wie im Osten der Colonie der Bey von Constantine, Achmed, ein unversöhnlicher und bis dahin unbezwungener Feind der Franzosen war, so erstand im Osten ein noch kühnerer und furchtbarerer, weil schlauer, klüger und von bedeutenderm Anhange: Abdl-Kadr. Obwohl ihm ein so fester Platz wie

Constantine abging, so war er doch dem Westen der Colonie durch seine unmittelbare Nähe gefährlicher, als Achmed Bey es dem Osten derselben war; Abdl=Kadr beherrschte die Tribus an den Grenzen des Gebiets von Oran und Mostagenem und dehnte seine Herrschaft immer weiter gen Osten, bis an die Grenzen des Gebiets von Algier aus. Bevor er sich nicht vollkommen der Herrschaft über die meisten, größten und mächtigsten Tribus im Westen und Süden Algeriens bemächtigt hatte, nicht blos der materiellen Herrschaft, sondern auch im Namen des Islam und mit Hülfe des Fanatism derjenigen über die Gemüther seiner Untergebenen, unternahm er nichts, wenigstens nichts Erhebliches gegen die fremden Eindringlinge, die er glühend haßte und seinen Haß auf die ihm untergebenen und befreundeten Stämme überzutragen wußte. Er warb und rüstete im Geheimen, war aber scheinbar ein Freund der Fremdlinge, mit denen er in Verbindung trat, um ihre Gesinnungen und Pläne zu erforschen, um Munition von ihnen zu erhalten und Soldaten von ihnen zur Desertion zu verleiten, um durch dieselben seine Krieger einüben, namentlich Infanterie und Artillerie auf europäischen Fuß einrichten zu lassen. Bei diesen Bestrebungen, die allerdings in Folge des Starrsinns, der Abgeneigtheit gegen alle

Neuerungen, des Hanges zur Unabhängigkeit und des Hasses gegen alle Fremde, die den Beduinen mehr als irgend einem andern Volke inne wohnen, nur langsamen Fortgang hatten, unterließ er nicht die Franzosen zu beunruhigen, ihnen Mundvorräthe vorzuenthalten, befreundete Tribus ihnen abwendig zu machen, zu dem Ende Agenten durch das ganze Land zu senden und in jeder Beziehung, wo es ohne Eclat geschehen und der Verdacht der Theilnahme von ihm abgewandt werden konnte, ihnen zu schaden.

Als er zum ersten Male in offener Feindschaft und mit größern Massen im Jahr 1835 gegen die Franzosen auftrat, commandirte der kleine, kühne, einäugige General Trézel in Oran. Der General unternahm mit geringer Truppenzahl eine zu weit vorgeschobene Recognoscirung, die zugleich die Bestrafung eines abgefallenen, treubrüchigen Tribus und eine Erweiterung der französischen Macht zum Zweck haben sollte. Abdl-Kadr war von dem Plane und später von den Bewegungen und dem Marsche der Franzosen genau unterrichtet; in einem Defilée an den Ufern der Macta überfiel er wie ein Blitz die feindliche Colonne, brachte dieselbe in Unordnung und machte ohnerachtet der Tapferkeit der Angegriffenen, des Muthes und der trefflichen Dispo-

sitionen des Führers die Hälfte derselben nieder. Die Trümmer der Colonne retteten sich nach Oran und verbreiteten Schrecken und Verwirrung in der Stadt und der Umgegend. Der Sieger verfolgte seinen Sieg jedoch nicht, er kehrte Ruhm- und Beutebeladen zu seinen Stämmen zurück, befestigte Tlemcen und Mascara, übte und vermehrte seine Streitkräfte und dehnte mehr und mehr seine Herrschaft und seinen Einfluß über den Geist seines Volkes aus.

Frankreich heischte Rache und verlangte die Züchtigung des kühnen Marabuts, der sich bereits den Titel eines Emirs, eines Obern der Scheiks, angemaßt hatte und unumschränkt über alle Stämme im Westen Algeriens herrschte. Der tapfere und umsichtige Trézel — ein Fehler oder ein Unglück vermochte seinen frühern Ruhm nicht zu verdunkeln — ward abberufen und an seiner Statt der Eisenfresser Bugeaud, berüchtigt als Gefangenwärter der Herzogin von Berry im Schlosse Blaye, berüchtigt als Duellant, indem er den Deputirten Dulong, wie es heißt, vor dem Commando erschossen hat, und bei der liberalen Partei berüchtigt wegen seiner Anhänglichkeit an den Hof, wegen seiner Zustimmung und Mitwirkung bei allen Gewaltsmaßregeln und endlich lächerlich geworden

durch seine Rodomontaden und einfältigen Reden in der Deputirtenkammer, — nach Oran gesendet, um den treulosen Abdl=Kadr zu vernichten. Hinlängliche Streitkräfte und der Herzog von Orleans segelten mit dem Helden Bugeaud ab, der männiglich verkündete, er wolle allein Abdl=Kadr mit allen seinen Beduinen in die Pfanne hauen!

Trézel ist ein gebildeter, kriegserfahrener General, Bugeaud das Gegentheil; jener war unglücklich, dieser glücklich: aber dennoch spricht nur eine Stimme für erstern, keine für letztern, der durch die Tapferkeit seiner Truppen Vortheile errang und dieselben in Folge seiner Beschränktheit und der Schlauheit Abdl=Kadr's in augenscheinliche Nachtheile verwandelte. Trézel ist gerechtfertigt und sollte, wie es hieß, das Obercommando in Algerien erhalten, Bugeaud erwähnte man bei dieser Gelegenheit nur, um ihn lächerlich zu machen. Persönliche Tapferkeit ist letzterem jedoch nicht abzusprechen, es ist ein herkulischer Mann, der sich wohl mit einem halben Dutzend Beduinen schlagen mag, der aber nie ein Heer befehligen und Verträge schließen sollte.

Im Frühjahr 1836 eröffneten die Franzosen unter Bugeaud's und des Herzogs von Orleans Führung den Feldzug gegen Abdl=Kadr, der an=

fänglich den in geschlossenen Colonnen und mit vieler Artillerie anrückenden Franzosen wich, sie vielleicht ermüden, oder auf ein für ihn günstiges Terrain verlocken wollte, nichts desto weniger aber dieselben auf allen Seiten durch seine zahlreiche Cavallerie umschwärmen ließ. Geschütz führte er nicht mit sich, seine Infanterie, die jetzt zum ersten Male in Algerien nach der Einnahme Algiers gegen Franzosen kämpfte, war ungefähr tausend Mann stark, seine Cavallerie mochte dagegen das Zehnfache betragen. Als die Franzosen die Pläne Abdl=Kadr's durchschaueten, oder dem ihrigen zufolge direct auf Mascara, die Hauptstadt des Emirs diesen — Namen gaben ihm bereits französische Blätter — vorrückten, entschloß sich Abdl=Kadr zu einer Schlacht. Die Beduinen führen eine eigene Art des Kriegs, ihre Begriffe von Tapferkeit sind von den unsrigen durchaus verschieden. Nur wenn sie eines günstigen Erfolgs gewiß sind, greifen sie unerschrocken und muthig an und vertheidigen sich nur, wenn sie nicht entfliehen können, dann sind sie aber in der Vertheidigung eben so unverzagt, ausdauernd und kühn wie bei einem Angriffe. Wo dagegen der Beduine im Nachtheil zu sein glaubt, wo er durch Angriff oder Widerstand keine Vortheile erringen kann, da flieht er jedes Mal und hält diese Flucht für keine Feigheit.

Bugeaud stellte sein Heer in einen Winkel (en équerré) auf und rühmte sich später durch diese wohl berechnete Schlachtordnung gesiegt zu haben, in Wahrheit siegte er aber durch seine Artillerie und die Ruhe und Unerschrockenheit seiner Infanterie. Auf die in Schlachtlinie aufgestellten Franzosen drang die feindliche Cavallerie wüthend ein, wurde aber durch wohlgerichtetes Gewehr- und Kartätschenfeuer so übel empfangen, daß sie nur noch einen Versuch wagte, die französische Infanterie zu durchbrechen, und als auch dieser mißlang, in wilder Flucht davoneilte. Abdl-Kadr sammelte zwar die Fliehenden, vermochte aber nicht sie nochmals gegen die fremden Krieger, die in geschlossenen Gliedern mit gefälltem Bajonett dastanden — eine den Beduinen anfänglich so ungewohnte Erscheinung, daß sie wähnten, die Franzosen wären aneinander gebunden — zu führen, oder wollte es vielleicht auch nicht. Seine Cavallerie hatte im Ganzen wenig gelitten und keine Gefangene verloren, übler erging es dagegen seiner neu errichteten Infanterie, von welcher gegen hundert Mann blieben und hundert ein und zwanzig gefangen genommen wurden. Es waren dies die ersten Gefangenen, die in Algerien en masse und in offner Feldschlacht den Beduinen abgenommen wurden.

Abdl=Kadr gab Mascara auf, dessen sich die Franzosen bemächtigten, aber schon nach wenigen Tagen wieder räumten, da sie auf allen Seiten von feindlichen Reitern umschwärmt wurden, deren Zahl sich stets mehrte und die so trefflich geführt wurden und so kühn vordrangen, daß sie, da auch bereits ihre Verbindung mit Oran abgeschnitten war, das Schlimmste befürchten mußten. Sie ließen in der Citadelle in Mascara eine geringe Besatzung, aus Freiwilligen bestehend und von Anfang an als verlorner Posten betrachtet, und zogen sich mit großer Vorsicht und in aller Eile zurück, stets von feindlichen Schaaren umschwärmt und beunruhigt, die nur wichen, um wieder vorzudringen, die wohl zurückgetrieben, aber nicht besiegt werden konnten, die endlich vielmal schneller und ausdauernder waren, als europäische Krieger, und kein Gepäck, kein Geschütz, keine Kranke und Verwundete mit sich führten.

Was hatten die Franzosen durch den Zug gewonnen? Sie hatten Mascara genommen, einige Gefangene erbeutet, hatten Abdl=Kadr geschlagen, waren aber später wieder vor ihm geflohen, hatten viele Todte, viele Kranke und Verwundete, viel Kosten auf die Expedition verwendet, im Ganzen aber gar kein Resultat errungen. Der beste Be=

weis dafür ist, daß Bugeaud dem Emir Abdl=Kadr — so ward er jetzt officiell genannt — Frieden anbot und mit ihm einen Vertrag schloß, den berüchtigten Vertrag an der Tafna, einem Flusse im Westen Algeriens. Durch diesen Vertrag ward Abdl=Kadr von Frankreich als souveräner Herrscher über den Westen und Süden Algeriens bis an die Ebene Metidscha anerkannt, ward ihm ferner mehr Land zuertheilt, als er vordem besessen, wurden sogar frühere Eroberungen von den Franzosen wieder abgetreten und durch denselben endlich der Grund zu Abdl=Kadr's künftiger Macht gelegt. Bugeaud trug den Vertrag an, begab sich zu Abdl=Kadr, der ihn wie einen Untergebenen empfing, der ihn beleidigte und merkwürdig überlistete. Abdl=Kadr ist nicht bloß Krieger, Marabut und Regent, sondern auch Diplomat und hat sein Probestück dadurch abgelegt, daß er Franzosen, welche die besten Diplomaten der Erde sein sollen, übervortheilt hat.

Inmitten der beiden Heere kamen Abdl=Kadr und Bugeaud zusammen, Beide von wenigen Anführern, Offizieren und Dienern begleitet. Abdl=Kadr saß etwas erhöhet auf Teppichen und rauchte in größter Unbefangenheit eine Pfeife, Bugeaud nahte sich in goldgestickter Uniform, ward aber ohnerachtet seiner Verbeugungen und Complimente von

dem nach Beduinenart mit einfacher weißer Bernus bekleideten Emir, der kein äußeres Zeichen seiner Macht trug, kaum beachtet. Abdl=Kadr saß allein, erhob sich nicht bei der Annäherung des französischen Generals, seines Siegers, ladete denselben nicht einmal zum Sitzen ein, obwohl niedriger, als sein Platz, Teppiche und Decken für die andern Anwesenden ausgebreitet waren. Bugeaud nahm endlich, durch einen Dollmetscher bedeutet, nach orientalischer Art Platz — in Steifstiefeln und mit untergeschlagenen Beinen. Es wurden ihm und seiner Begleitung Pfeifen und Kaffee gereicht; Abdl=Kadr hatte noch kein Wort gesprochen, weder Neugierde, noch irgend eine Gemüthsbewegung verrathen. Diese eiserne Ruhe und der vorhergehende Empfang haben den General Bugeaud gewiß so außer Fassung gebracht, daß er den Tractat schloß und unterzeichnete, wie denselben ein Dollmetscher nach Abdl=Kadr's Worten übersetzt hatte. Nach dem Abschluß desselben brach Abdl=Kadr plötzlich auf, winkte den Fremdlingen mit der Hand und verschwand pfeilschnell mit einem Theile seiner Begleitung auf den vorgeführten Rossen.

Wie der Emir oder Sultan Nordafrika's Abdl=Kadr — denn mit vollkommenem Rechte konnte man ihm damals schon und von Tage zu Tage

mehr letztern Titel beilegen — nach der Zusammen-
kunft mit Bugeaud in französischen Blättern be-
schrieben ward und wie er meiner Erinnerung nach
sechsjährigem Zwischenraume noch vorschwebt, will
ich ihn zu zeichnen mich bemühen. Gemäß der
frühern Angabe zählt er jetzt ungefähr 28—30
Jahre; ein ernster, hagerer Mann, etwas über
Mittelgröße, das Gesicht länglich und gebräunt, doch
nicht mulattenfarbig, sondern dem Teint der südli-
chen Italiener und Franzosen zu vergleichen; ein
dünner schwarzer Bart, den nie ein Messer berührte,
beschattet die untere Hälfte des Gesichts und läßt
nur selten die schönen, obwohl nicht ganz weißen
Zähne sehen; die schwarzen Augen glühen in südli-
chem Feuer; das Haupthaar ist bis auf einen Schopf
in Mitte des Scheitels geschoren. Der Emir spricht
wenig und langsam, ist wie alle Beduinen mäßig
im Essen und Trinken und soll, allerdings aus-
nahmsweise unter seinem Volke, der Wollust nicht
ergeben sein. Er weiß, wie das wieder ein Vorzug
fast aller Orientalen und besonders der Araber und
Beduinen, sich vollkommen zu beherrschen, nie ver-
räth sein Aeußeres, was im Innern vorgeht. Eben-
so ist seine Tracht die eines jeden Beduinen, durch
nichts ausgezeichnet, als durch etwas feinere Stoffe
und größere Reinlichkeit. Eine weiße wollene Ber-

nus deckt den ganzen Körper und zugleich den Kopf, um welchen sie vermittelst eines schwarzen Bandes aus Kameelhaaren befestigt wird. Der Emir trägt weiter ein weißes baumwollenes Unterkleid und bauschige, bis an die Kniee reichende Hosen von demselben Stoffe, einen Gürtel um den Leib, aber weder Handschuhe noch Strümpfe; die Waden sind unbedeckt und die Füße stecken in kleinen, vorn ganz runden Schuhen.

Dies ist die sich durchaus gleichbleibende Tracht aller Beduinen, die sie bereits in uralten Zeiten trugen und noch heute tragen, Arm wie Reich, Fürst wie Knecht. Abdl-Kadr soll sich in Nichts von seinem Volke unterscheiden, weder in der Lebensweise, noch im Anzuge; mit den Anführern und Wohlhabendern seines Volkes hat er schöne Waffen, schöne Pferde und reiches Geschirr gemein. —

Clauzel ward zum zweiten Male Gouverneur von Algerien und befehligte den ersten, unglücklichen Zug gen Constantine, in Folge dessen er seine Entlassung einreichte und durch den General Damrémont ersetzt wurde. Ob Abdl = Kadr, der sich scheinbar sehr ruhig verhielt und dem Vertrag an der Tafna in allen Stücken nachzukommen schien, mit Achmed Bey im Einverständnisse stand, möchte zu bezweifeln sein, denn einmal wollte er seine

ehrgeizigen Pläne allein verfolgen und keinen andern Herrscher neben sich dulden, sah aus diesem Grunde die Vertreibung des grausamen und nicht minder ehrgeizigen Bey von Constantine vielleicht sehr gern, und dann wollte er seine Macht erst consolidiren, ehe er mit den Franzosen von Neuem anbände, wollte sich erst im Westen festsetzen, bevor er an den Osten sich wagte. Das steht jedoch fest, daß er fort und fort seine Macht vergrößerte, neue Truppen aushob und einexercirte, daß er durch das ganze Land Agenten sandte, um für sich zu werben und den Franzosen Feinde zu schaffen, daß er ferner mehrere Stämme, die sich ihm widersetzten, vernichtete und durch Furcht und Großmuth und im Namen der Religion seine Macht von Tag' zu Tage vermehrte.

Zu Ende des Jahrs 1837 eroberten die Franzosen auf einem zweiten Zuge Constantine und glaubten sich durch diese Waffenthat im Osten ihrer Colonie für immer festzusetzen. Damrémont fiel bei der Belagerung der Stadt, Valée eroberte sie mit seinen Braven und erhielt dafür den Marschallsstab und das Gouvernement von Algier. Er war innerhalb sieben Jahre der neunte Gouverneur, ein alter verdienter Krieger, aber weder in administrativer, noch diplomatischer Hinsicht ausgezeichnet. Im Osten der Colonie wurde unter ihm eine neue

Stadt Pilippeville und ein festes Lager zwischen Bona und Constantine, Guelma, angelegt. Im Westen dagegen und bis an die Metidscha im Süden regierte Abdl-Kadr unumschränkt; während der Expeditionen gegen Constantine ließ man ihn gewähren, achtete geringer Feindseligkeiten nicht, hinderte seinen Zug gegen Ain-Maydé im Süden seines Gebiets keineswegs, obwohl er durch denselben neuen Zuwachs an Macht und Bewunderung unter seinem Volke fand und nahm eine von ihm nach Paris bestimmte Gesandtschaft überall und besonders am französischen Hofe sehr zuvorkommend auf, obwohl man der Absicht, in welcher dieselbe abgesandt worden, die Bestimmungen des Tractats an der Tafna theilweise zu berichtigen, theilweise zu Gunsten des Emirs auszudehnen, nicht völlig entsprach. Abdl-Kadr schien durch dieses Fehlschlagen seines Plans nicht im Geringsten erbittert, er spielte sein verdecktes Spiel trefflich fort und täuschte den Gouverneur in Algier, wie den König und das Ministerium in Frankreich. Wenn er gegen einen Artikel des mit Bugeaud abgeschlossenen Tractats die an den Grenzen seines Gebiets wohnenden Euluglis — Nachkommen der früher in Algier herrschenden Türken und inländischer Frauen — vernichtete oder vertrieb, wenn er sich von mehreren

Tribus an und innerhalb der französischen Grenzen huldigen ließ, wenn er den Verkehr seiner Unterthanen mit den Fremdlingen und den Besuch der Märkte untersagte, wenn er Agenten, deren einige entdeckt wurden, von Tribus zu Tribus schickte, um alle Gläubige gegen die verhaßten Fremdlinge aufzuwiegeln, wenn er in gleicher Absicht sich an den Herrscher von Marokko, an den vertriebenen Bey von Constantine und auch nach Tunis wandte: so schenkte man diesen Angaben entweder kein Gehör, oder hielt sie für übertrieben, oder der schlaue Emir wußte sich zu rechtfertigen.

So standen die Verhältnisse in Algier, im höchsten Grade ungünstig für die Colonisten, gefährlich und verderblich für die Truppen, in keiner Hinsicht vortheilhaft und endlichen Nutzen versprechend, als der alte Gouverneur von Algier und der junge Kronprinz von Frankreich im verflossenen October eine promenade militaire unternahmen, um dadurch den Feinden zu imponiren, bis dahin unbekannte Gegenden, vornemlich die famosen Gebirgspässe, die unter dem Namen der eisernen Thore seit Alters berühmt sind, zu recognosciren und die durch Krankheiten und Entbehrungen zusammengeschmolzenen und ermatteten Krieger vollends zu Grunde zu richten. Dergleichen promenades militaires,

mehrentheils zur Unterhaltung weniger hohen oder sehr neugierigen Personen unternommen, haben in Algier fast immer ein mißliches Ende genommen, oder ein ungünstiges Resultat herbeigeführt. Bei der erwähnten hatte man überdem aus bloßer Neugierde, oder eitler Ruhmbegierde das nach dem Vertrage an der Tafna limitirte französische Gebiet überschritten und war in dasjenige des Emirs Abdl-Kadr gedrungen.

Kaum erfährt dieser den abentheuerlichen Zug des alten Valée und des jungen Orleans, als er begierig die Gelegenheit ergreift, um längst gehegte Plane in's Werk zu setzen. Er schnaubt Haß und Rache, schreit über Verletzung der Tractate, über Treubruch, ruft sein Volk zusammen und predigt und läßt überall predigen einen „heiligen Krieg" gegen die treulosen Ungläubigen, die ein freies Volk unterdrücken und in Fesseln schlagen, dessen Religion vernichten, dessen Weiber und Kinder verführen und verderben wollen. Alsbald bricht er mit seinen Schaaren auf, läßt aber dem unmittelbaren Ausbruche der Feindseligkeiten eine Kriegserklärung vorausgehn, die er dem Gouverneur in Algier sendet. Er überzieht mit seinen Reiterschaaren die Metidscha, sengt und brennt, mordet und zerstört, es ist ein heiliger Krieg und alle Greuel sind gerecht

Von nah' und fern ziehen wuthentbrannte Schaaren zusammen, welche das algierische Gebiet auf mehreren Puncten zugleich angreifen, die Vorposten aufheben, Blockhäuser und Lager erobern, schwache feindliche Corps bewältigen und vernichten, und mit bis dahin ungewöhnlicher Umsicht, mit erhöheter Kühnheit und entsetzlicher Grausamkeit verfahren. In Algier herrschen Schrecken und Verwirrung, die Besatzung ist gegen den Feind gesandt und die maurische Bevölkerung der Stadt will sich ebenfalls erheben! In Frankreich herrschen ebenfalls Entsetzen und Unwille, Entsetzen über die empörenden, an Landeskindern, an Freunden und Verwandten ausgeübten Grausamkeiten und Unwille über Alles, was bis dahin in Algerien vorgegangen, was dort nutzlos verschwendet und geopfert worden. Es ist ein heiliger Krieg, den ein fanatisirtes Volk, an dessen Spitze ein kühner und schlauer Mann steht, beharrlich auskämpfen und der viel Blut, viel Geld und viel Thränen kosten und dennoch wenig Nutzen bringen wird!

Wer wird siegen, wie mag dieser Kampf enden? — — Darf ich nach meiner geringen Bekanntschaft, die ich während eines achzehnmonatlichen Aufenthalts am Kriegsschauplatze von Land und Volk erlangt habe, diese Fragen beantworten, so ginge meine Meinung dahin, daß Frankreich den

Emir wohl zurückdrängen, aber weder vollständig besiegen noch vernichten wird. Was wird dagegen dieser Krieg Frankreich an Menschen und Geld kosten, was hat er bereits in Algerien geschadet und wie werden diese Nachtheile wieder zu begütigen sein? Wer wird ferner als Colonist nach Algerien sich wenden, wer sein Leben und seine Habe an so unsichern Besitz setzen? Doch ich will von dem in Algerien entzündeten Kampfe, nicht von der dortigen Colonisation sprechen. Abdl=Kadr soll 40—50 tausend Krieger um sich haben, die ihrem Führer blind und tollkühn folgen und die Fremdlinge vernichten wollen. Er soll ferner Artillerie und Infanterie mit sich führen, viele Europäer in seinen Diensten, alle früher mit Frankreich verbündeten Stämme unter seine Fahnen, das ganze Land, das Terrain und jetzt auch die Jahreszeit für sich haben — jedenfalls sehr bedeutende Avantagen, in Folge deren er jedoch weder Algier wiedernehmen, wie er geschworen hat, noch die Franzosen besiegen, geschweige denn vernichten wird. In offenem Felde können Beduinen, und wenn sie in doppelter und dreifacher Anzahl, europäischen Truppen, wenn dieselben nicht in jeder Hinsicht vernachlässigt und feige sind, vor allen aber französischen Kriegern, die bereits mit der Kriegführung in Algerien bekannt

sind, nicht widerstehen, aber sie können die feindlichen Truppen ermüden, in Hinterhalte locken und dann überfallen, sie können einzelne Detachements aufheben, die Verbindungslinien abschneiden, und auf allen Seiten und Enden unsäglichen Schaden anrichten, denn die Beduinen und Araber sind die gewandtesten und schnellsten Reiter der Erde, sind nicht zu ermüden, bedürfen keiner Magazine, begnügen sich, wie ihre trefflichen Pferde, mit äußerst Wenigem, fliehen vor der Uebermacht und überfallen wie der Blitz Wehrlose und Arglose. Die Franzosen werden die Beduinen zurückdrängen, in die Gebirge des Atlas oder in die Wüste, wohin sie ihnen nicht zu folgen vermögen, aber völlig besiegen und vernichten werden sie dieselben nie, oder was eben so schwierig und unmöglich, sich dieselben nie zu treuen Bundesgenossen machen und mit ihnen sich verschmelzen.

IV.

Jussuf und die Spahis.

Ueber den „sentimentalen Löwen" Jussuf, dem aus Höflichkeit oder Unterwürfigkeit häufig der Bey=, wohl gar der Paschatitel beigelegt wird, ist bereits viel Wahres und noch mehr Romanhaftes und Falsches berichtet; die Persönlichkeit dieses Mannes, das mystische Dunkel seiner Geburt, das Außerordentliche seiner Schicksale, sein unvergleichlicher Muth, seine Kaltblütigkeit bei den drohendsten Gefahren, seine Grausamkeit und die Gewalt endlich, die er über seine Untergebenen und einen großen Theil der Beduinen und Araber ausübt, sind jedoch so außergewöhnlich und interessant, daß ich einige Details über diesen einst hochgefeierten, jetzt fast in Vergessenheit gerathenen Helden mitzutheilen nicht für durchaus langweilig und überflüssig erachte. Zugleich will ich damit einige Angaben über die

Spahis in Algerien verbinden, zu deren Chef Jussuf ernannt ward und unter deren Corps ich einige Zeit stand. Die Spahis spielen zur Zeit in Algerien eine bedeutende Rolle, da sie die zweckmäßigsten Truppen gegen Abdl-Kadr und dessen Schaaren und von diesen nächst dem sinnreich-mörderischen Kartätschenfeuer am meisten gefürchtet sind.

Die Spahis wurden zu gleicher Zeit mit den Janitscharen unter Murad I. eingeführt; wie diese den Kern der Infanterie, so bildeten jene den der Cavallerie, obwohl keiner regelmäßigen Cavallerie nach unserm Maßstabe. Erst seit den Reformen des jüngst verstorbenen Großsultans wurden die Spahis in Regimenter und Escadrons eingetheilt, früher bestanden sie aus unordentlichen Haufen, die sich um rothe oder gelbe Fähnlein sammelten und durch ihre Kühnheit, die Trefflichkeit ihrer Rosse, ihrer Bewaffnung und Ausrüstung, wie durch ihre Gewandtheit den Feinden häufig furchtbar wurden. Wüthend war der erste Angriff der Spahis, selten widerstanden die Feinde dem ersten Chok derselben, mißlang dieser jedoch, so flohen die Spahis ihrerseits. — Die Türken in Algier brachten türkische Sitten und Gebräuche und die Einrichtungen des türkischen Heeres nach Algier und führten unter Anderm auch die Spahis ein, aus denen ihre regelmäßige Cavallerie

bestand, im Gegensatz zu den ungeordneten Reiterhaufen der Beduinen, die eben so häufig ihnen feindlich gegenüberstanden, als mit ihnen verbündet waren.

Nach der Einnahme Algier's durch die Franzosen und nach der Besiegung und momentanen Unterwerfung der Beduinen, kehrte der größte Theil der Expeditionsarmee und fast die sämmtliche Cavallerie derselben nach Frankreich zurück, da man sehr bald zu der Ueberzeugung gekommen war, daß europäische, vor allen französische Reiter und Pferde gegen die Beduinen und deren Thiere nichts auszurichten vermöchten. Unbeholfene französische Lanciers und Chasseurs wurden geradezu von den gewandten, pfeilschnellen Beduinen verspottet. Man zog daher auch die letzten Escadrons der zurückgelassenen Cavallerie nach Europa zurück und errichtete eine afrikanische, d. h. eine theilweise aus Franzosen, Deutschen, Polen und andern Völkern, theilweise aus Eingebornen, aus Türken, Culuglis, Beduinen und Negern bestehende Reiterei, die durchgängig mit inländischen Pferden, den schon im Alterthum berühmten Berberrossen, beritten gemacht, orientalisch uniformirt, aber nach französischer Art armirt und einexercirt ward. Diese Truppe belegte man mit dem Namen der „Spahis". Da aber

die darunter dienenden Mohamedaner einestheils weder an französisches Reglement, noch an französisches Exercitium sich gewöhnen wollten, anderntheils mit den christlichen Cameraden nicht harmonirten, und daher die Verbindung der ungleichartigen Theile sich als unzweckmäßig bewieß, so sonderte man die Europäer von den Afrikanern, und formirte vier Cavallerieregimenter, deren jedes aus sechs Escadrons besteht, von denen vier von erstern und zwei von letztern gebildet werden. Die vier europäischen erhielten eine der polnischen ähnliche Uniform und den Namen Chasseurs d'Afrique à cheval; die zwei afrikanischen behielten ihre orientalische Tracht, die von den Meisten ganz nach Phantasie gewählt wurde, und den Namen „Spahis." Von den vier auf diese Weise erst in spätern Zeiten gebildeten Reiterregimentern lagen zwei in Algier, eines in Bona und eines in Oran.

Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, weßhalb das französische Gouvernement erst so spät und dann noch in so geringer Zahl eine algierische Cavallerie errichtet hat, da doch der Nutzen, der fast alleinige Nutzen derselben vor allen andern Truppengattungen so augenscheinlich war. Was vermochte die tapferste, ausdauerndste Infanterie gegen den stets berittenen Feind, was die beste Artillerie auf grund-

losen oder unfahrbaren Wegen, in Gebirgen und Schluchten? Wenn die Errichtung einer zahlreichen Cavallerie auch kostspielig war, so ist sie es doch minder als in Frankreich, und dann hätte dadurch viel Infanterie erspart werden können: hundert gut berittene und gut eingeübte Reiter ersetzen wenigstens fünfhundert Infanteristen. Einem Chok der afrikanischen reitenden Jäger, deren erstes Glied mit Lanzen, das zweite mit wenig gekrümmten, für Hieb und Stoß geeigneten Säbeln und Carabinern bewaffnet ist, haben die Beduinen nie widerstanden.

Die Stärke der vier allmählig in Algerien errichteten Reiterregimenter überstieg wohl nie zweitausend Mann, obwohl jedes Regiment sechs Escadrons zählte. In den verhängnißvollen Sommermonaten, von Ende Juni bis Mitte September, zählte manche Escadron nur zwanzig bis dreißig waffenfähige Mann, die durch übermäßigen Dienst und die exorbitante Hitze für große Anstrengungen auch untauglich waren. Rüstiger und zahlreicher waren während dieser unglücklichen Zeit die Spahis, die an das Clima gewohnt und in jeder Hinsicht besser gehalten waren, als die aus Europäern bestehenden Escadrons. Der Spahi stellte sein Pferd, sorgte für seine Uniform und, außer im Dienst und auf weit vorgeschobenen Vorposten, auch für Pro-

viant und Fourage, dagegen wurde er wie ein französischer Gensd'arm bezahlt, täglich mit ungefähr vier Franks. Es gab unter den gemeinen Spahis ganz wohlhabende Männer, die sich Diener, fünf bis sechs Pferde und selbst einen eigenen Harem hielten. Es waren dies frühere Soldaten des Dey, die Lust am Kriegshandwerke hatten, oder Culuglis, Söhne von Türken und eingebornen Frauen, die vordem nicht unter die türkische Miliz treten durften, oder endlich bemittelte Araber und Neger. Diese Spahis, obwohl nach unsern Begriffen undisciplinirt und gar mangelhaft exercirt, leisteten unter allen Truppen den größten Nutzen. So träge, oft ungehorsam und wiederspänstig, so nachläßig im Anzuge und im Putzen ihrer Effecten, so unermüdlich waren sie, wenn es galt; die trefflichsten, kundigsten Reiter, die besten Tirailleurs, wachsam, des Landes kundig wie mit den Gebräuchen und mit der Kriegsführung der Beduinen. Sie waren, wenn auch wohl nur aus Eigennutz, den Franzosen ergeben und die bittersten, grausamsten Feinde ihrer Glaubensgenossen und frühern Verbündeten. Die scheußlichsten Grausamkeiten, die französischer Seits in Algerien je verübt worden, sind fast ohne Ausnahme auf Rechnung der Spahis zu setzen, die mit kaltem Blute Weiber und Kinder mordeten und nach gewohnter Art mit

einem Hiebe oder vielmehr Zuge jedem Opfer den Kopf abschnitten. Außer im Gefechte und gegen einen nicht minder grausamen und erbitterten Feind, zeigten sie dagegen viel Gutmüthigkeit und selbst Umgänglichkeit. Anfänglich verabscheueten sie den Genuß des Weines wie anderer geistigen Getränke und selbst der von den Franzosen ihnen gelieferten Lebensmittel, die sie wie jene dem ersten besten Soldaten oder Colonisten schenkten; mit der Zeit jedoch wurden viele von ihnen leidenschaftliche Wein- und Brantweintrinker, von welchen Getränken sie bei ihrer angebornen Ruhe und stets geübten Selbstbeherrschung außerordentlich viel vertragen konnten; auch verschmäheten sie mit der Zeit eben so wenig die Proviantlieferungen, wie die französische Küche überhaupt und selbst den nach ihrer Religion streng verbotenen Speck. Das größte Vergnügen gewährte ihnen jedoch nach wie vor das dolce farniente, eine Pfeife Tabak, eine Tasse Kaffee, das Schachspiel und vor allen die Weiber — in Folge europäischer Civilisation gesellte sich noch das Hasardspiel, der Trunk und die Gourmandise hinzu.

So seltsam der Anblick einzelner Spahis, so war er es noch bei weitem mehr, wenn dieselben in größerer Anzahl beisammen waren oder eine Revue passirten. Die vorgeschriebene Tracht bestand aus einer weiten

rothen Jacke mit Schnüren, bei den Offizieren mit Gold besetzt und gestickt, einer rothen, ebenfals besetzten und auf der Brust geschlossenen Unterweste, weiten, bauschigen, bis an die Kniee reichenden blauen Pantalons, hohen Reiterstiefeln, einem rothen Fez mit blauer Quaste auf dem Haupte und um denselben ein langer buntfarbiger Schawl turbanartig gewunden; — die Armatur aus langem Gewehr, wenig gekrümmten Säbel, Pistolen im Sattel und im Gürtel. Aber fast Niemand kehrte sich an die vorgeschriebene Tracht; Turbans trugen Alle, meist mit grünem Shawl umwunden — grün war früher die auszeichnende Farbe der herrschenden Türken — Stiefeln dagegen fast Niemand, eben so wenig Strümpfe, höchstens kleine Pantoffeln an den nackten Füßen. Man kann sich den sonderbaren Anblick eines stattlich geputzten Kriegers denken, der mit nackten Waden und Füßen einherschreitet oder zu Pferde sitzt. Und stattlich geputzt waren die meisten Spahis, Gemeine trugen häufig goldgestickte Kleider und reich mit Edelsteinen besetzte Waffen, alle aber waren trefflich beritten und hielten auf kostbares Sattelzeug. Die Sättel, vorn und hinten mit hohen Lehnen, waren gewöhnlich mit rothem Sammet an den Lehnen überzogen und mit Gold und Silber gestickt, die Steigbügel deckten den gan=

zen Fuß und versahen zugleich die Sporen vermittelst hinten angebrachter Spitzen, waren aber so kurz, daß es einem Europäer schwer fiel auf den außerdem sehr bequemen und zweckmäßigen Sätteln zu reiten; die Zäume, mit großen Scheuledern, waren aus buntfarbigem Leder gefertigt, oder mit Sammet überzogen und ebenfals reich gestickt. Es ist daher nicht zu leugnen, daß eine vorüberziehende Schaar Spahis, die jedoch nie ordentlich in Reihe und Glied ritten und wie auf dem Marsch, so selbst bei Revuen ihre langen Pfeifen auf den Pferden schmauchten, — einen imposanten Anblick gewährte; die kräftigen, kriegerischen und stolzen Reiter, die trefflichen Pferde, das reiche Geschirr, der phantastische glänzende Anzug der Männer, mußte ein an das Monotone der europäischen Regimenter gewöhntes Auge gewissermaßen bestechen. Und dann noch die verschiedenen Racen unter den Spahis: weiße, oder doch nur wenig gebräunte Türken, Mauren und Culuglis, braune Araber und Beduinen, und endlich Neger aus verschiedenen Stämmen Afrika's.

Bis zur Zeit meiner Abreise aus Algerien, in der ersten Hälfte von 1833, bestand in Algier nur ein Reiterregiment von vier noch unvollständigen Escadrons Europäer und von zwei Escadrons Afrikaner oder Spahis. Eine der letztern commandirte

Jussuf, der in der Folge durch seine Kühnheit, durch seine Kenntniß des Landes und der Eingebornen und durch den Einfluß, welchen er auf letztere übte, rasch avancirte und obwohl häufig verleumdet und angeklagt und selbst vor ein Kriegsgericht in Paris gefordert, zu dem Grade eines Chefs aller Spahis in Algerien mit dem Titel eines Obristen befördert wurde. Man hätte diesen Mann, dem man vielleicht nicht vollkommen trauete, noch höher befördern, ihm einen größern Wirkungskreis geben und auf seinen Rath hören sollen, und man würde in Algerien weiter gekommen sein und viel Blut und Kosten erspart haben. Vier Männern hätte man die Leitung und das Loos der neuen Colonie anvertrauen sollen, den Generälen Trézel und Duvivier und den Obristen Lamoricière und Jussuf, dann würde Abdl-Kadr's und Achmet's Macht längst gebrochen, die Eingebornen beschwichtigt und das ganze Land, wenn auch nicht vollkommen colonisirt, so doch unterworfen und gesichert sein.

In neuern Zeiten hört man wenig, fast gar nicht mehr den Namen Jussuf, der vor einigen Jahren so gefeiert, in Frankreich von Jedermann gekannt, in Algerien bewundert, von noch Mehreren gefürchtet und endlich in allen europäischen Journalen genannt und demzufolge überall bekannt

war. Der heldenmüthige Juffuf, der die kühnsten Wagnisse unversehrt bestand, der dem Tode so oft ins Auge geblickt hat, mußte durch Unvorsichtigkeit eines Gefährten schwer verletzt und in Folge dessen für die Zukunft zur halben Unthätigkeit verurtheilt werden. Während der Einnahme Constantine's, welches mit 1500 Mann zu nehmen er früher sich vergebens erboten hatte, befand er sich zu seiner Vertheidigung gegen schwere Anschuldigungen in Paris, wo er besonders das schöne Geschlecht für sich einnahm und in Wahrheit entzückte; nach seiner Freisprechung und Gradeserhöhung kehrte er nach Algier zurück, wo ihn bald darauf auf einer Wildenschweinsjagd das Unglück betraf, einen Pistolenschuß in den rechten Oberschenkel zu erhalten, der den Knochen zersplitterte und eine Lähmung herbeiführte. Hiebei bemerke ich, daß in Algerien die Jagden auf die dort sehr häufigen wilden Schweine von den Eingebornen, welche die Schweine früher nur des Vergnügens halber jagten und die getödteten Thiere als Beute für wilde Thiere zurückließen, stets zu Pferde mit Lanzen und Pistolen veranstaltet worden, welchem Beispiele gewöhnlich auch von den Europäern gefolgt wird, die nach der Weise der Beduinen zu Roß mit Lanzen, Säbeln und Pistolen ausziehn, um wilde Schweine zu erlegen, aber weder so glücklich,

noch so gewandt und beherzt sind, als die Beduinen. Ein ungeschickter europäischer Jäger verwundete den kühnen Jussuf, der mit dem Säbel in der Faust einen angeschossenen Eber angenommen hatte und ohne fremden Beistand, der so unglücklich für ihn auslief, mit dem wüthenden Thiere fertig geworden sein würde.

Ueber die Abstammung, die frühern Schicksale und spätern Abentheuer Jussufs ist viel gesprochen und geschrieben. Sehr interessante Notizen theilt der Fürst Pückler=Muskau über diesen Punkt mit, der längere Zeit in der Gesellschaft des merkwürdigen Mannes lebte und daher wohl im Stande war vieles von ihm und über ihn zu erfahren. Ob der berühmte Reisende das, was er vernommen, nicht in ein gar zu poetisches Gewand gekleidet hat, lasse ich dahingestellt, jedenfalls ist seine Skizze über Jussuf den Hauptsachen nach wahr und durchgängig sehr interessant. Ich erlaube mir dem ohnerachtet auch einige Worte über den vielbesprochenen Jussuf, der eine kurze Zeit hindurch mein Vorgesetzter war, anzuführen.

Ob Jussuf, wie häufig und von ihm selbst behauptet worden, von Geburt ein Europäer, ein Franzose und in seiner frühen Jugend von tunesischen Corsaren geraubt sei, wage ich nicht zu entscheiden.

Seine Gesichts- und Körperbildung bringt keine Gründe dafür, noch dagegen; ein Türke, ein Maure, endlich auch ein Araber, wenn er den Strahlen der Sonne sich nicht allzuhäufig ausgesetzt hat und sich europäisch kleidet, kann mit einem Italiener oder Provençalen oder Spanier sehr leicht verwechselt werden. Ich sah Mauren und noch häufiger Türken, die man in Deutschland unbedenklich für Deutsche hätte halten können. — Jussuf ist von mittler Größe, untersetzt, wohlbeleibt, hat schwarze Augen, schwarze Haare, schwarzen Bart, weißen Teint und kleine, weiße Hände: dem Aeußern nach könnte er daher eben so gut ein Türke, oder Maure, oder Franzose, oder ein Leipziger sein. Aus dem Umstande, daß er seit früher Jugend französisch spricht und zwar gut spricht, hat man besonders schließen wollen, er sei französischer Abstammung, ein von Corsaren geraubtes Christenkind. Es gibt aber außer Jussuf viele Mauren und Türken, die ganz geläufig französisch sprechen; Jussuf ward in dem Harem des Bey von Tunis erzogen und konnte da leichtlich von einer Französin deren Sprache erlernen. Er selbst hat das Dunkel, welches über seinen Ursprung schwebt, nie vollkommen gelüftet, vielleicht auch nicht lüften wollen, es wohl gar noch mehr verdichtet, indem er wissen mag, daß

das Mysteriöse überall und bei Allen einen ganz besondern Reiz übt. So viel steht jedoch fest, daß er bei einem frühern Bey von Tunis in höchster Gunst stand, zu den hochgeachteten Leibmameluken, deren Zahl zwischen 40 bis 80 schwankte, gehörte, durch seine Kühnheit und Tapferkeit ein allgemeines Ansehn und das Vertrauen seines Herrschers in besonderm Grade genoß. Der Stand eines Mameluken gehörte vordem in Tunis zu den bevorrechtetsten und angesehensten, Viele unter ihnen verwalteten hohe Civil= oder Militärämter, — Jussuf war z. B. der Zahl= oder Schatzmeister des Bey, durch welche Stellung er Einfluß und ein bedeutendes Vermögen erwarb — und Alle waren so gestellt, daß sie mit dem höchsten Glanz auftreten konnten, viele Diener, die schönsten Rosse, die kostbarsten Waffen und Kleidungsstücke hielten und selbst der unterste Mameluck von Gold und Edelsteinen strotzte. Jussuf verlor die Gnade seines Herrn; nach seiner eigenen Angabe in Folge einer Liebschaft mit einer Tochter des Bey, nach einer andern Behauptung in Folge seines Trotzes, seiner Verschwendung, seiner Willkür und Grausamkeit. Er floh aus Tunis und kam auf einem französischen Schiffe nach Algier, ein Jahr nachdem es von den Franzosen eingenommen. Bei seiner gefahrvollen Flucht hatte er nicht bloß

mit dem größten Muthe den gegenwärtigen Gefahren getrotzt, sondern auch der Zukunft gedacht und einen ansehnlichen Schatz an Geschmeide und Edelsteinen gerettet. Ueberreste davon erblickte ich häufig an seiner dunkelfarbigen Staatstracht, deren Knöpfe, besonders die an der Oberjacke oder dem Dollmann, aus großen Edelsteinen bestanden. In Algier bot er seine Dienste den Franzosen an und obwohl er durch seine äußere Erscheinung, seine Kühnheit, seinen Verstand und durch die Fertigkeit, mit welcher er sich in der französischen Sprache ausdrückte, bestach, erregte er anfänglich doch Mißtrauen. Durch einen überaus kühn erdachten und eben so kühn wie glücklich ausgeführten Plan, den er mit dem französischen Ingenieurcapitän d'Armigny entworfen hatte und gemeinschaftlich mit diesem unternahm, erwarb er zugleich das Vertrauen wie die Bewunderung der Franzosen und überdem das Ehrenkreuz und den Rang eines Capitäns in der französischen Armee. — Außer Algier mit einem geringen Gebiete besaßen die Franzosen damals in der Regentschaft Algier, welche man später mit dem neugebildeten Worte Algerien belegte, nur die Hafenstadt Oran im Westen nebst einigen andern unbedeutendern Städten. Das feste Bona im Osten stand unter der Herrschaft eines eigenen Bey, der

ein grimmiger Feind der Franzosen war. Jussuf und Armigny entwarfen den Plan sich der festen, auf einem Berge gelegenen Citadelle von Bona und somit auch der ganzen, von jener beherrschten Stadt zu bemächtigen. Sie führten dieses Wagniß mit 30 entschlossenen Marinesoldaten aus, welche wie die beiden Anführer sich als Beduinen verkleideten und unter dem weiten weißen Bernus Waffen trugen. Ohne Aufsehn rückte die entschlossene Schaar auf mehreren Wegen in Bona ein und drang bei anbrechender Dämmerung in die Citadelle, überfiel die arglose Besatzung und bemächtigte sich des Forts in so kurzer Zeit, daß die aus der Stadt herbeieilende Mannschaft bereits die Thore geschlossen fand. Durch Signale ward das Schiff, welches die Verwegenen herbeigeführt hatte, von dem glücklichen Erfolge der Unternehmung benachrichtigt und eilte mit dieser Botschaft nach Algier, von wo alsbald mehrere Bataillone mit einem Gouverneur nach Bona eingeschifft wurden, und sich mit leichter Mühe der von der Citadelle beherrschten Stadt bemächtigten. Jussuf soll schon damals erwartet haben die Gouverneurstelle in der durch ihn eroberten Stadt zu erhalten, man fand ihn jedoch, wie schon erwähnt, mit dem Orden der Ehrenlegion und mit dem Range eines Capitäns ab und gab ihm in

Algier eine Escadron der neuerrichteten Spahis. — In Algier, wo ich den kühnen Jussuf von 1832 bis 1833 an der Spitze seiner Escadron, in dem zahlreichen Generalstabe des prunksüchtigen Herzogs von Rovigo, im Theater, auf öffentlichen Plätzen, in Kaffeehäusern und Restaurationen eben so häufig sah, wie auf Vorposten, in Lagern, bei Wachtfeuern und vor dem Feinde, lebte derselbe mit verschwenderischer Pracht und zeichnete sich durch seine kostbare, phantastische Kleidung, wie durch seine herrlichen Pferde, seine Unerschrockenheit vor dem Feinde, nicht minder aber durch Stolz und Grausamkeit aus. Schon damals hatte er Widerspänstige unter seinen Untergebenen mit eigener Hand executirt, sogar einem seiner Diener, der ihm Grund zur Eifersucht gegeben hatte, in seiner Wohnung den Kopf abgeschlagen. In diesem Manövre war er außerordentlich bewandert und exercirte es, sobald er mit dem Feinde zusammentraf, mit außerordentlicher Geschwindigkeit und nicht minderer Verwegenheit. Obwohl wegen seiner Grausamkeiten, die mehr Folgen seiner Erziehung, verderblichen Beispiels, früher Gewöhnung und eines heißen Blutes, als eines bösen, verderbten Herzens waren, schon damals getadelt und selbst angeklagt, entging er

doch jeglicher Ahndung, blieb der Held des Tags und avancirte zum Grade eines Kommandanten, welcher dem eines Majors entspricht. Bei dem ersten Zuge gegen Constantine befehligte er mit gewohntem Muthe einen Theil der Reiterei und zeichnete sich besonders auf dem unglücklichen Rückzuge aus. Er soll sich vor und wieder nach dieser Expedition erboten haben mit 1500 Mann Constantine zu nehmen, wenn man ihn als Gouverneur oder Bey über dasselbe setzen wolle. Dieses Ansuchen ward wie so manches andere und mancher von ihm entworfene Plan abgelehnt, vielleicht aus Unmuth hierüber steigerte Jussuf seinen Stolz und vermehrte seine Grausamkeiten. Am zweiten, glücklichern Zuge gegen Constantine konnte er nicht Theil nehmen, da er sich zu jener Zeit in Paris befand, wo ihm wegen seiner vielen eigenmächtig verübten Executionen der Prozeß gemacht worden war. In Paris war er der Abgott der Damen, gewann, vielleicht mit durch süße Fürsprache, seinen Prozeß, ward zu Anfang 1838 wieder nach Algier gesendet als Obrist und Chef aller Spahis, bald darauf jedoch, wie das oben angegeben, auf einer Jagd gefährlich verwundet und scheint seit jener Zeit zur Unthätigkeit gezwungen zu sein, oder sich

freiwillig aus dem öffentlichen und kriegerischen Leben zurückgezogen zu haben. Er commandirt gegenwärtig allerdings noch die Spahis in Oran, es scheint dieses Commando jedoch einer ehrenvollen Zurückgezogenheit zu gleichen. *)

*) Anmerkg. Neuern Nachrichten aus Algerien zufolge hat Jussuf seinen alten Ruhm im Kampfe gegen die Beduinen und Marokkaner, welche im Gebiet von Oran den heiligen Krieg führen, bewährt. Es ist daher anzunehmen, daß er wieder hergestellt und wieder Lust am blutigen Spiel der Waffen gefunden hat.

V.

Die Generäle Trézel und Duvivier und der Chef der Zuaven Lamoricière.

Bei der Erwähnung Jussuf's habe ich bereits obenstehende Namen genannt, die jedoch verdienen, daß ich etwas näher auf diejenigen, welche sie führen, eingehe. Die periodische Presse hat auch über sie manches und mancherlei beigebracht, wodurch das Interesse rege gemacht worden, zumal jetzt, da der Krieg von Neuem in Algerien wüthet und die genannten Männer in demselben bedeutende Rollen spielen. — Wie ich Jussuf und die Spahis zusammenstellte, eben so füglich kann ich Lamoricière und die Zuaven (französisch **Zouaves**, was im Beduinischen „Soldat" bedeutet) zusammenstellen: die Spahis bilden die inländische d. h. die algierische Cavallerie, die Zuaven die inländische Infanterie; Jussuf befehligt jene, Lamoricière diese.

Den Generallieutnant Trézel kennen wir bereits als Gouverneur von Oran und durch das unglückliche Treffen, oder vielmehr nur durch den Ueberfall an der Macta von Seiten Abdl-Kadr's. Trézel, ein alter napoleonischer Krieger, war damals Generalmajor und fiel nachher gewissermaßen in Ungnade. Später jedoch ließ man ihm Gerechtigkeit widerfahren und sandte ihn wiederum nach Afrika, ein Land, welches er nebst Clauzel unter allen französischen Generälen wohl am besten kennt und in eben dem Grade von den französischen Truppen geachtet und geliebt, wie von den Beduinen und allen Eingebornen Algeriens gefürchtet wird.

Trézel ist ein kleiner Mann von unscheinbarem Aeußern, mager, von gelblicher Gesichtsfarbe und einäugig. In dem kleinen Körper wohnt jedoch ein kühner Geist, der höchste Muth, verbunden mit Scharfblick und Ausdauer. Wir sehen den an der Macta geschlagenen General bereits bei dem ersten Zuge gegen Constantine wieder in Algerien, denn für Algerien ist er der Mann der Nothwendigkeit. Der kleine Trézël führte die aus Grenadieren gebildete Sturmcolonne, er führte sie noch, der Erste im dichtesten Kugelregen, im mörderischen Gemetzel Mann gegen Mann, als er schon mehrfach und besonders durch einen Schuß am Halse gefährlich

verwundet war; Trézel würde mit seinen Braven alle Hindernisse, die Anstrengungen und den Muth der fanatischen Feinde überwunden und schon im December 1836 der Erste Constantine's Mauern erstiegen haben, wenn die französischen Führer die Stadt mit deren Werken, Gräben, Thürmen und Mauern besser gekannt hätten. Sie stürmten gerade an einem der unpassendsten Puncte: als in der äußern Mauer Bresche geschossen war, Trézel mit seiner Colonne dieselbe erstürmt und die Beduinen zurückgetrieben hatte und nun meinte stracks in die Stadt vordringen zu können — stand er vor einem zweiten Graben und einer zweiten Mauer! Und doch wollte der Kühne mit seinen Kühnen, die bis auf die Hälfte geschmolzen waren, weiter vordringen und das Unmögliche versuchen, da von der Einnahme der Stadt das Heil des Expeditionsheeres abhing, als er von Neuem verwundet und, wie man anfänglich wähnte, dem Tode nahe fortgetragen ward. Auf dem nachfolgenden unglücklichen Rückzuge konnte er nicht wirksam sein und helfen, durch seine vor Constantine bewiesene Bravour ward er jedoch nach völliger Wiederherstellung zu dem Generallieutnantsrange erhoben und, wie schon früher, im obersten Generalstabe der Armee und im Kriegsministerium häufig zu Rathe gezogen. Die Ein-

gebornen Algeriens hatten schon vor dem ersten Zuge nach Constantine dem kleinen General in ihrer rohen, aber oft sehr bezeichnenden Sprache den Beinamen „heißer Teufel" gegeben, dessen sich der damit Belegte in Algerien stets würdig zeigte, da er in dem dortigen kleinen Kriege der umsichtigste, entschlossenste, kühnste und schnellste Führer ist. Wäre Trézel schon in frühern Jahren in seinem militärischen Grade weiter vorgerückt gewesen und gälte die leidige Anciennität nicht, so würde er höchstwahrscheinlich das oberste Commando in Afrika längst erhalten haben, zu welchem er vor den meisten seiner Collegen vorzüglich befähigt ist und welches ihm in jüngster Zeit laut französischen Blättern übertragen werden sollte.

Ein vielleicht noch merkwürdigerer Mann als der vorige, wenn auch an Jahren jünger und minder reich an Erfahrungen, ist der Generalmajor Duvivier, der im Jahre 1833 noch den Rang eines Majors bekleidete. Ein französisches Blatt behauptete von ihm: „gebt ihm das Zeitalter und die Verhältnisse, die Napoleon groß machten, und ihr habt einen zweiten Napoleon!" Im Frieden jedoch avancirt man auch in Frankreich nicht gar schnell und Duvivier konnte sich nur in Algerien auszeichnen, wo er es denn auch im höchsten Grade that, und

ohnerachtet seiner Jugend, des Neides seiner Gegner und seines abgeschlossenen, oft sonderbaren Wesens in fünf Jahren vom Major zum Generalmajor stieg. Duvivier zeigt uns das Bild eines napoleonischen Kriegers, ich möchte sagen eines Kriegsgotts: hoch und schlank, männliche, markirte Züge, feurige Augen, einen schwarzen Bart nach Art der Eingebornen die untere Hälfte des Gesichts bedeckend; kurz und abgemessen in seinem Wesen, einfach in seiner Lebensweise, strenge ohne hart zu sein, gerecht, unermüdlich, abgehärtet und überall, wo es gilt, der Erste. Deshalb fürchten ihn seine Offiziere und vergöttern ihn dagegen seine Soldaten, selbst die Beduinen, die er noch stets geschlagen hat, nennen ihn den „gerechten Sultan".

Als Duvivier mit dem Range eines Subalternoffiziers nach Algerien ging, war sein ganzes Streben darauf gerichtet, das Land, die Bewohner und deren Sprache kennen zu lernen und seinen Körper an das ungewohnte Clima und an Anstrengungen und Entbehrungen aller Art zu gewöhnen. So lange der Mann in Afrika sich befindet, schlief er stets auf der bloßen Erde, lebte einfacher und mäßiger als irgend ein gemeiner Soldat und richtete sich in dieser Beziehung vornehmlich nach der Lebensweise der Eingebornen, die von den Einflüssen des

Clima weit weniger zu leiden haben, als Fremdlinge. Bald brachte es der unermüdliche Duvivier dahin, sich mit den Eingebornen in der Landessprache verständigen zu können, zu welchem Ende er sich in beduinischer Tracht häufig unter dieselben mischte und späterhin sogar von Beduinern für Einen der Ihrigen gehalten worden ist. Sein kräftiger Körper, mager, sehnig und kräftig wie der eines Beduinen, widerstand allen Fatiguen; wenn alle Hospitäler mit Kranken überfüllt, wenn die Hitze fast unerträglich, wenn die Nächte nach heißen Tagen kalt waren, blieb Duvivier immer wohlauf, obwohl er gewöhnlich den schwierigsten Dienst auf den äußersten Vorposten versah. In Folge seiner Kenntniß der Landessprache fügte er den Feinden so häufig Nachtheile, wie seinen Genossen Vortheile zu; er lernte Volk und Land genau kennen, zog diesen Stamm durch Waffengewalt, jenen durch Milde in das Interesse der Franzosen, trat mit andern in Bündniß, ließ sich durch Spione von den Vorhaben der Feinde unterrichten, denen er dann stets zuvorkam, überfiel einmal feindliche Stämme, ein anderes Mal besiegte er sie in offener Feldschlacht: Duvivier war zugleich der Schrecken und die Bewunderung der wilden Horden in Algerien, die häufig behaup-

teten, daß er ein Gläubiger, ein Moslem sei, da er ihre Sprache redete und ihre Kleidung trug.

Wie derselbe unerschrocken im Kampfe, gewandt in Unterhandlungen und unermüdlich in der Verfolgung seiner Pläne, so war er auch unter allen französischen Offizieren in Afrika vielleicht einer der gebildetsten und wißbegierigsten. Er erlernte nicht allein die arabische Sprache in dem verderbten Dialecte, der in Nordafrika geredet wird, lernte, soweit es möglich, das Land und die Bewohner kennen, sondern studirte auch die alte Geschichte des Landes, las die römischen Schriftsteller, die über dasselbe berichten, verfolgte die Kriegspläne und Kriegszüge der Römer, machte sich mit den noch vorhandenen Denkmälern genau bekannt und theilte die Resultate seiner unausgesetzten Studien und Forschungen in soweit sie das militärische Fach betrafen, seinen Obern und dem französischen Kriegsministerium, die übrigen, die rein wissenschaftlichen, verschiedenen gelehrten Gesellschaften in Frankreich mit. So kam es, daß der merkwürdige, characterfeste Mann schnell von Stufe zu Stufe stieg und gewiß bald eine seiner würdige Stellung einnehmen wird, denn wenn der höchste Muth mit der höchsten Vorsicht, wissenschaftliche Bildung mit dem regsten Fleiße, die Kenntnisse des Militairdienstes bis ins Kleinste mit der Kenntniß

der höhern Taktik sich in einem Manne vereinigen, und dieser Mann nicht Anerkennung finden sollte selbst mit Verletzung der Anciennität Anderer, bei denen sich nichts von dem Allen findet, so würde man jedes Streben nach gleichen Vollkommenheiten hemmen und endlich wohl gar unterdrücken. Ich wiederhole hier nochmals: Trézel an die Spitze der Truppen in Algerien, und Duvivier, Jussuf und Lamoricière unter ihn gestellt, ferner das Militärcommando von der Administration getrennt, den Colonisten Sicherheit gewährt, dem Speculations- und Wuchergeiste gesteuert, ein festes System befolgt und nicht alljährlich mit den Gouverneuren und mit den Colonisationsplänen gewechselt — und Ruhe und Sicherheit würden längst in Frankreichs neuer Colonie herrschen und dieselbe schon jetzt ohne Zuschuß vom Mutterlande bestehen können. Wie aber bis dahin Algerien von Frankreich aus regiert, administrirt und colonisirt worden, möchte gerade einen Beleg vom Gegentheile einer zweckmäßigen und erfolgreichen Colonisation liefern. —

Gleichwie in Algerien eine inländische Cavallerie, die Spahis, so wurde auch eine inländische Infanterie, die Zuaven, errichtet. Es war aber mit beiden Corps kein rechter Ernst, man schickte lieber französische Regimenter nach Algier, die bereits for-

mirt und einexertirt waren, um sich der Mühe mit neueinzuübenden Truppen zu überheben. Um wie viel zweckmäßiger aber nach orientalischer Weise bekleidete, mit dem Kriege in Algerien, mit dem Lande und den Bewohnern vertraute und an das Clima gewöhnte Soldaten wären, schien man nicht einsehn zu wollen, denn außerdem hätte man die Zahl der inländischen Truppen leichtlich verdoppeln und bis jetzt wohl schon vervierfachen können. Wie ganz anders machen es die Engländer in ihren Colonien, besonders in Indien, wo sie mehrere Hunderttausend inländischer, meist von englischen Offizieren befehligter Truppen, die Seapoys halten! Die Indier aber sind feige und schlechte Soldaten: die Mauren, Türken, Culuglis, Araber und Beduinen und selbst die Neger im nördlichen Afrika sind dagegen tapfer, kräftig, ausdauernd und mit der Zeit und einiger Mühe zu guten Soldaten zu bilden.

Unter die Zuaven wurde jeder Eingeborne, der nicht physisch untüchtig war und jeder Franzose, endlich ein Jeder genommen, der Lust hatte einzutreten. Die Uniformirung und Armirung waren höchst zweckmäßig, erstere bestand aus Turban, weiter blauer Jacke, rothen bauschigen Pantalons, die bis an die Kniee reichten, aus Schuhen, ledernen Gamaschen und einem Gürtel um den Leib, Alles weit

und bequem; letztere aus einem Voltigeurgewehr mit Bajonett, (die Gewehre der französischen Voltigeure sind etwas kürzer und leichter, als die der Linieninfanterie) einem Säbel und einer Patrontasche, die vorn am Gürtel befestigt war und den Unterleib schützte. Vielleicht die Hälfte der Zuaven — 1833 aus zwei Bataillonen bestehend und in den nachfolgenden Jahren bald vermehrt, bald vermindert — bestand aus Eingebornen von allen Raçen, die andere aus Europäern, meist aus Franzosen, die aus französischen Regimentern fortgejagt oder aus Militairgefängnissen entlassen waren; wer eine entehrende Strafe erlitten hatte, durfte unter die Zuaven nicht eintreten, wie dies bei allen französischen Regimentern verpönt ist. In Algerien dagegen gab es auch Corps, in denen es gestattet wurde: die Fremdenlegion nahm alle Fremde ohne Ausweis und ohne nähere Nachforschungen an; die **chasseurs d'Afrique à pied** galten als ein Strafcorps für Widerspänstige und Verbrecher in französischen Regimentern und selbst die in den verschiedenen Forts in und um Algier gefangen gehaltenen und zu Arbeiten verwendeten Strafcompagnieen, den Militärsträflingen in deutschen Staaten ganz ähnlich, wurden in dringenden Fällen bewaffnet und gegen den Feind geführt.

Der tapfere Lamoricière, ein junger talent=

voller Krieger aus einer angesehenen Familie in Paris, war seit der Errichtung der Zuaven der Chef derselben, anfänglich mit dem Grade eines Commandanten oder Majors, später als Obrist-lieutenant und Obrist und jetzt vielleicht als Generalmajor, da er sich wie immer, so auch neuerdings rühmlich ausgezeichnet hat und durch achtjährigen freiwilligen Aufenthalt in Algerien das Land, die Bewohner, deren Sprache und Art des Kriegführens genau kennt. Lamoricière trägt sich wohl in den Farben seines Corps aber durchaus orientalisch; er scheint viel auf's Aeußere zu halten, denn so oft ich ihn sah, strotzte er von Gold und Stickereien und trug während der Regenzeit eine prachtvolle Bernus, schwarz mit rothem Besatz und gleichfarbigen Quasten. Befänden sich unter dem Corps der Zuaven mehrere Offiziere mit seinen Kenntnissen, mit seiner Leutseligkeit und seiner Thätigkeit, so würde dasselbe besser disciplinirt und einexercirt sein, denn Offiziere, die wegen Brutalität oder Ungeschicklichkeit aus französischen Regimentern verabschiedet wurden, sind wenig geeignet aus den Eingebornen eines fremden Landes, deren Sprache und Eigenthümlichkeiten sie nicht kennen, gute und ergebene Soldaten zu bilden. Wer aber die Mahomedaner mit ihren religiösen Vorurtheilen, ihrem Hasse

gegen alle Fremde und besonders gegen die Christen kennt, wird zugestehn, daß in Bezug auf sie jene Aufgabe doppelt schwer ist. Ohnerachtet des trefflichen Chefs blieb die Disciplin unter den Zuaven sehr laß, der Dienst wurde oft sehr nachlässig versehn, Reinlichkeit und Putzen war bei ihnen fast unbekannt, ebenso ein regelmäßiges Exercicitum; dagegen schlugen sie sich häufig sehr tapfer, waren in der Ertragung von Strapatzen, von Hitze, Hunger und Durst bewunderungswürdig, als Tirailleurs vortrefflich, nach einer gehabten Anstrengung und wenn sie nicht in der Nähe der Feinde standen aber über die Maßen träge, indifferent und kaum zu bewegen die Gewehre zu putzen und eine Wache zu beziehn. Sie wollten den Krieg nach ihrer Art führen: überfallen, morden und plündern, vor der Uebermacht sich eilig zurückziehn, in ungeregelten Haufen, Jeder auf seine eigene Hand fechten und Beute machen, und waren nur sehr schwer und nie ganz von diesen Gewohnheiten abzubringen.

Ich spreche hier hauptsächlich von den Eingebornen Afrika's, die sich unter den Zuaven befanden, die Europäer, welche unter ihnen standen, eigneten sich zwar auch manche von den übeln Gewohnheiten ihrer mahomedanischen Cameraden an, ohne dagegen deren gute zugleich anzunehmen. Häufig traf es sich,

daß ich mit Zuaven zusammen Wachen beziehn mußte, oder in ein und demselben Lager oder Hospitale mit Soldaten aus ihrem Corps mich befand. Mich interessirten die Leutchen außerordentlich, ebenso wie die Spahis, die jedoch die Zuaven und alle Infanterie mit der tiefsten Geringschätzung ansahen. Unter die Spahis traten die reichern, unter die Zuaven die ärmern Eingebornen — arm und reich ist überall geschieden, selbst in den Wüsten und Gebirgen Nordafrika's unter den uncivilisirten Horden der Beduinen! Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzufügen, daß sich nur sehr wenige Beduinen — ich verstehe hierunter die umherziehenden freien Stämme, die unter selbst erwählten Scheiks leben, obwohl sie von derselben Abstammung mit den in Städten und festen Wohnsitzen lebenden Arabern sind und zu denselben ungefähr in demselben Verhältnisse stehn, wie in civilisirten Staaten die Bürger zu den Bauern — sowohl unter den Spahis als unter den Zuaven befanden und diese wenigen meist Flüchtlinge, oder Verbrecher, oder wohl auch Verräther waren, die Mehrzahl der Eingebornen unter jenen Corps bestand aus Mauren, Culuglis, Negern, wenigen Arabern und den Resten der nicht ausgewanderten oder bei der Einnahme Algiers gebliebenen Türken. Hätte man dieselben auf der einen

Seite strenger, auf der andern aber wieder nachsichtiger behandelt und nicht durchaus französiren wollen, hätte man sie theilweise besser gehalten, noch besser bezahlt und nach und nach ihnen Vorgesetzte aus ihren Landsleuten gegeben, so würden sie williger gedient und in größerer Anzahl sich eingestellt haben. Man beging schon darin einen Fehler, daß man ihnen von Anfang an dieselben Lebensmittel wie den Franzosen gab, für die Hälfte der Kosten hätte man ihnen solche, an welche sie gewohnt waren, verabreichen können z. B. Kaffee statt Wein, ungesäuerte Beduinenkuchen, aus grobem Mehl, etwas Milch und Wasser bereitet und mit Oel überstrichen, statt Commisbrod und Fleisch, Taback statt Brantewein u. s. w. Dann mußte man auch die trägen Gesellen, die Ruhe und Nichtsthun über Alles liebten, nicht zu Straßenbauten, zu Anlegung von Forts, Lagern u. s. w. gebrauchen, vorzüglich aus Scheu vor Arbeit desertirten so viele zu ihren Landsleuten, bei denen sie nicht nöthig hatten zu arbeiten. Daß man sie immer auf die äußersten Vorposten und in die Nähe des Feindes stellte, möchte ich weniger tadeln, hätte ihnen aber bisweilen erlauben sollen Algier zu besuchen oder Weiber in die Lager mitzubringen, denn ohne Weiber will und kann der Orientale nicht leben; Ehrgeiz, Belohnungen, geistige

Getränke und Essen im Uebermaß spornt ihn nicht auf gleiche Weise an, wie den deutschen Soldaten: der mohamedanische verlangt nur Ruhe und Weiber und Tabak!

Das Verhältniß der mahomedanischen zu den christlichen Zuaven, wie überhaupt zu den übrigen Truppen und allen Europäern war ein höchst merkwürdiges. Freundschaft und Cameradschaft nach den Begriffen des französischen Soldaten pflogen sie nicht unter sich, geschweige mit Fremdlingen, Jeder lebte nur für sich, gleichgültig gegen Andere, gegen die ganze Außenwelt und selbst gegen das eigene Schicksal. Dabei zeigten sie jedoch keine Abneigung gegen die Franzosen, im Gegentheil eine gewisse Unterwürfigkeit und wenn es ohne Anstrengung und eigene Aufopferung geschehen konnte waren sie sogar gefällig, so gaben sie z. B. gern Feuer, weniger gern Tabak; anfänglich verschenkten sie ihre Rationen Wein und Fleisch, später jedoch, wenn sie dieselben nicht selbst tranken und aßen, verkauften sie Wein und Fleisch an den Meistbietenden. Geiz war überhaupt eine ihrer vorherrschenden Eigenschaften, nur im Spiele bewiesen sie das Gegentheil und konnten dann ohne die geringste Veränderung in ihren Zügen monatlange Ersparnisse in einem Satze verlieren. Zum Kartenspiel bedienten sie sich großer

spanischer Karten; von den französischen Cameraden lernten sie das Würfelspiel kennen und zur Abwechselung spielten sie auch häufig Schach mit sonderbaren, kaum zu unterscheidenden Figuren.

Lamoricière ist der Abgott des bessern Theils der Zuaven, das Schrecken des schlechtern. Er weiß wie Keiner seine Untergebenen zu behandeln und Strenge und Milde zu paaren. Er spricht arabisch, schon ein großer Vorzug, und überdem halten ihn viele Zuaven für einen Muselmann. Die arabische Sprache erlernte der elegante Pariser in so kurzer Zeit durch eine Heirath à la mode mahomédaine. — Schließlich noch einige Worte über Lamoricières Thaten bei der Einnahme Constantine's. Nachdem Bresche geschossen, waren er, der Obrist Combes und einige andere Offiziere die Ersten, welche durch die Bresche in die Stadt drangen: Combes wurde erschossen, Lamoricière erst verwundet und dann durch die Explosion einer feindlichen Mine weit weggeschleudert und arg beschädigt und verbrannt. Doch das Beispiel der obern Offiziere wirkte mächtig auf die nachstürmenden Truppen: Combes' Grenadiere und Lamoricière's Zuaven drangen unaufhaltsam vor und nahmen die mit äußerster Erbitterung vertheidigte Stadt mit einer in der neuern Kriegsgeschichte unvergleichlichen Tapferkeit.

VI.

Die Kabylen und Hadschuten.

Von den verschiedenen in Algerien lebenden Menschenraçen habe ich schon zum öftern gesprochen und angeführt, daß die Berbern und Mauren, die Ureinwohner, sich mit den eingedrungenen Arabern vermischten und die Stammeltern der gegenwärtig über ganz Nordafrika verbreiteten Mauren und Araber oder Beduinen-Araber sind. Den Unterschied zwischen Arabern und Beduinen habe ich gleichfalls deutlich zu machen gesucht und der Annahme, daß dieselben verschiedenen Raçen angehören sollen, widersprochen, den alleinigen Unterschied zwischen beiden bedingt eine andere Lebensweise, eine andere Beschäftigung und andere Sitten und Gebräuche wenn nicht durchaus passend, so doch veranschaulichend habe ich die Araber Nordafrika's mit Stadtbewoh-

nern und die dortigen Beduinen mit Landbewohnern verglichen. Außerdem nannte ich unter den in Nordafrika angesiedelten Völkerstämmen Juden und Neger; der Türken, obwohl sie sich früher und theilweise noch die Herrn des Landes nennen, gibt es und gab es nie viel, zumal jetzt in Algerien, und von Europäern darf man zur Zeit kaum reden, da ihrer nur wenige und diese Wenigen der Mehrzahl nach dem Militär oder dem Kaufmannsstande angehören, ihr Aufenthalt in Afrika daher nur temporär ist. Im Nachstehenden will ich versuchen über einen Theil der Urbewohner Algeriens, sonach auch über diejenigen von Marokko, Tunis und Tripolis, über die Beduinen-Araber mich näher auszusprechen und dabei einige Stämme der eigentlichen Beduinen besonders vor Augen haben.

Wie im Mittelalter die kriegerischen, freiheitliebenden und nie völlig unterjochten Araber unter ihrem hochverehrten Propheten und dessen kühnen Nachfolgern aus ihrem Vaterlande vordrangen, theils in religiöser Begeisterung, theils in blindem Fanatismus ihre neue Lehre mit Feuer und Schwert den Völkern Asiens und Afrika's aufdrangen, hier neue Reiche stifteten, dort alte zertrümmerten, mit den besiegten Völkern, die ihre Lehre angenommen, sich verbanden und vermischten und eine welthistori=

sche Wichtigkeit erlangten — dies Alles näher auszuführen, liegt außerhalb meiner Aufgabe und kann ich nur das mit wenig Worten berühren, was auf die Länder und Völker der nordafrikanischen Küsten Bezug hat. Im siebenten Jahrhundert überschwemmten die siegreichen Araber die Nord- und Nordwestküsten Afrika's, welche früher unter römischer, darauf unter der Herrschaft der Vandalen gestanden hatten, welche letztere wiederum von Belisar vertrieben waren. Alle jene Ländermassen befanden sich in tiefer Verwirrung, ohne Einheit und Verbindung, konnten daher einem Andrange der kriegsgeübten und fanatischen Araber nicht widerstehen. Die besiegten Völkerschaften, die Mauren und Berbern, nahmen die Religion ihrer Sieger, den Islam, an und vermischten sich mit denselben. Ein Jahrhundert später benutzten sie die in Spanien unter den Westgothen eingetretenen Unordnungen und Unruhen und eroberten beinahe ganz Spanien, aus welchem sie erst nach acht Jahrhunderten wieder vertrieben wurden und sich zu ihren Glaubensgenossen auf den Nordküsten Afrika's zurückbegaben. Die aus Spanien vertriebenen oder freiwillig ausgewanderten Araber werden vorzugsweise Mauren genannt, wie schon die Römer die Bewohner des westlichen und nördlichen Afrika Mauri und deren Land Mauritania

nannten. Von jenen alten Mauren und deren Vermischung mit den im siebenten Jahrhundert eingedrungenen Arabern stammen die heutigen Mauren, von den Arabern und den Berbern, einem andern Urstamme der nordafrikanischen Bevölkerung, die heutigen Araber und Beduinen in den Barbaresken-staaten ab.

Nach der von mir befolgten Annahme, daß Araber und Beduinen durchaus von derselben Abstammung, jene aber gesitteter sind, feste Wohnplätze haben, Ackerbau und einige Gewerke treiben, in Folge ihrer Lebensweise weniger gebräunt, überdem reinlicher und besser gekleidet sind, als ihre Glaubens- und Stammgenossen, die umherstreifenden Beduinen, wahre Nomaden, die mit ihren Heerden dem Wasser und der bessern Weide nachziehn, in Stämmen vereint unter selbstgewählten Obern, Scheiks, leben und das unabhänigste, freieste Leben führen — nach dieser Annahme fasse ich beide, Araber wie Beduinen, unter einem Gesichtspuncte zusammen, indem die in den Städen lebenden Araber mit den Mauren, die auf dem Lande lebenden mit den Beduinen (d. h. Feldleute) ganz und gar dieselben sind.

Die Beduinen sind über Arabien, Syrien, über Aegypten und das ganze nördliche Afrika bis an die

Küsten des atlantischen Meeres verbreitet. Ueberall sind sie dieselben und wie sie heute leben, lebten sie vor einem Jahrtausend. Ein kräftiges, freiheitliebendes und auf seine hartnäckig behauptete Freiheit stolzes Volk, unverdorben durch unsere gepriesene Civilisation, roh und bieder, seinen Feinden grausam, aber treu dem Freunde, dem Bundesgenossen, dem Glaubensverwandten und dem Gastfreunde, fanatisch und unwissend, aber treu seinem Glauben, seinem Allah und Mohamed, und mit den kräftigsten, abgehärtetsten Körpern ungewöhnliche Characterfestigkeit und die geübtetsten Sinnorgane verbindend. Der Beduine führt ein wahrhaft glückliches Leben, er bedarf wenig und begehrt nicht mehr, er will nur Ruhe und Unabhängigkeit. Seine Heerden nähren und kleiden ihn, Waffen, Schießbedarf und einiges Geräth tauscht er gegen Pferde oder Schlachtvieh ein. Ackerbau, wie überhaupt jegliche Arbeit ist ihm zuwider, nur in der höchsten Noth bequemt er sich dazu. Die Sclaven und Weiber verrichten in der Regel Alles, denn der Beduine will nur Krieger sein, oder Jäger oder Räuber. Er lebt in Stämmen (Tribus, Duars) beisammen unter selbst gewählten Oberhäuptern (Scheiks), die jedoch ein sehr beschränktes Ansehn üben und nur in Folge ihrer Tüchtigkeit und Untadelhaftigkeit ihre

Stellen erhielten und durch jene Vorzüge sich in denselben behaupten. Den Oberhäuptern größerer und mächtigere Stämme legt man wohl auch den Titel Emir bei, doch üben auch die Emirn keine größere Macht als die Scheiks.

Die Beduinen wohnen größtentheils in Zelten, die aus Ziegenhaaren oder Kameelhaaren von ihren Frauen verfertigt, mit Theer bestrichen und mit leichter Mühe aufgeschlagen und abgebrochen und transportirt werden können. Wo sich die Gelegenheit bietet, wählen sie auch wohl Ruinen oder Grotten und Höhlen zu ihren Wohnungen; Andere bauen an gelegenen Plätzen, wo die Weide gut, der Boden fruchtbar und Wasser in der Nähe befindlich, Lehmhütten auf, die sie mit Schilf oder Stroh bedecken. Doch nur selten stößt man auf solche halbansässige Beduinen, höchstens in der Nähe der Städte, welche der Beduine gern meidet, und würde ich daher diejenigen, welche sich feste Wohnplätze, mögen dieselben auch aus den einfachsten Lehmhütten bestehen, gründen, eher Araber als Beduinen nennen, da die in der Nähe der Städte lebenden Eingebornen Algeriens, wie ganz Nordafrika's, sich mehr und mehr von dem Naturzustande ihrer umherschweifenden Brüder entfernt haben und gewöhnlich neben der Viehzucht Ackerbau, Handel und Ge-

werke treiben. Wir finden unter ihnen Schmiede, Barbiere, Gastwirthe, Bäcker, Schuster, Gärtner und andere Industrielle mehr, die sowohl in den benachbarten Städten als unter den nomadischen Beduinen ihre Producte absetzen und mit jenen wie diesen Handel treiben. Doch nicht von ihnen, sondern von den umherschweifenden, den Beduinen der Wüste will ich reden.

Nach vorstehenden allgemeinen Andeutungen über die große Masse aller in Asien und Afrika lebenden Beduinen gehe ich jetzt auf zwei besondere Stämme derselben ein, die sich vorzugsweise in dem frühern Staate von Algier aufhalten, bis dahin von den Franzosen noch nicht unterjocht, im Gegentheil denselben gefährliche Feinde sind. Ich meine die Kabylen und Hadschuten, deren Namen so häufig in den französischen Kriegsberichten aus Algerien erwähnt werden. Beide Völker, oder vielmehr größere Stämme, gehören zu den Beduinen, obwohl sie häufig mit diesen, ihren Stamm- und Glaubensgenossen, in blutige Fehden verwickelt sind. Was ich daher über die beiden genannten Stämme, die ich aus eigener trauriger Erfahrung sattsam kenne und die für die wildesten und grausamsten nicht in Algerien allein, sondern im ganzen nördlichen Afrika gelten, zu sagen weiß, findet gewissermaßen auf alle Beduinen seine An=

wendung, da ich eben von zwei Stämmen derselben spreche. Wie z. B. in Deutschland die Gebirgsbewohner, die Bewohner der Meeresküsten und selbst einige Binnenvölker roher, kräftiger und wilder sind, als die übrigen Deutschen, nichts destoweniger aber Deutsche sind, so die Kabylen und Hadschuten in Beziehung zu allen Beduinen.

Die Kabylen wohnen südlich von den französischen Besitzungen in Nordafrika, vorzüglich in den Bergen, Schluchten und Thälern des kleinen Atlas *). Viele unter ihnen leben als wahre Troglodyten in Höhlen und Schluchten, kennen kein anderes Lager als die feuchte Erde, kein anderes Obdach als die rauhe Decke ihrer Höhlen, keine andere Nahrung als was ihre wenig zahlreichen Heerden, die Jagd, eßbare Wurzeln und Früchte und der Raub ihnen liefert. Diese Wilden, die selbst von ihren Glaubens- und Stammgenossen gehaßt und gefürchtet werden, sind die rohesten, wil-

*) Ueber den kleinen Atlas ist von Gelehrten und Ungelehrten schon vielfach gestritten. Manche nehmen nur einen, den großen Atlas an und behaupten, daß alle andern Gebirge in Nordafrika Aeste des großen Atlas, der sich vornehmlich in Marokko erhebt, seien. Nach der allgemeinen, unter uns und den Franzosen, wie unter den Eingebornen Algeriens herrschenden Ansicht nehme ich einen kleinen Atlas als besondern Gebirgszug in Algerien an.

desten und grausamsten unter den Kabylen und nur als Einzelne gefährlich, da sie selten in größerer Zahl beisammen, noch seltener in Stämmen unter Scheiks leben, sondern Jeder auf eigene Hand sich einen Zufluchtsort und seinen Unterhalt sucht und oft mit wilden Thieren um beides kämpfen muß. Nicht alle Kabylen darf man jedoch zu den vorerwähnten rechnen, da die Mehrzahl gleich allen Beduinen in Stämmen und unter Scheiks lebt und neben Viehzucht sogar einige Gewerke treibt. Der Natur ihrer Wohnplätze nach schweifen sie weniger umher, als die große Mehrzahl der Beduinen; der Kabyle bleibt in seinen Bergen, in seiner Höhle oder in seiner Lehmhütte, dies um so eher, da er für seine wenig zahlreichen Heerden keiner großen Weideplätze bedarf. Wenn ich von Gewerken sprach, die der Kabyle betreibt, so nenne ich vor allen die Waffenschmiedekunst: die Säbelklingen, Dolche und Messer, welche die Kabylen aus altem Eisen verfertigen, haben unter den Söhnen der afrikanischen Wüsten eine große Berühmtheit erlangt. Außerdem flechten sie Strohmatten und Körbe, grobe wollene Decken und Bernus und Haarzeuge zu Zelten. — Alle Kabylen gelten als Räuber, selbst unter den Beduinen, als grausam, wovon wir so viele schreckliche Beispiele hatten, als treubrüchig

und unversöhnlich. Mag auch vielen unter den rohen, kräftigen Natursöhnen durch jene allgemeine Annahme Unrecht geschehen, mag man bedenken, daß wir als Feinde ihnen gegenüberstanden und viele Stämme der Beduinen damals mit uns verbündet, also ebenfalls Feinde der Kabylen waren, so ist doch nicht abzuleugnen, daß dieselben durch Rohheit und Wildheit, durch Gewaltthätigkeiten und Räubereien berüchtigt sind und diesen bösen Ruf verdienen. Das Aeußere der wilden, kräftigen Gesellen flößt schon Mißtrauen und Furcht ein: sie sind dunkler als die Beduinen der Ebene, hoch und schlank und, obwohl mager, doch voll Kraft und Ausdauer; Haare und Bart und Augen schwarz, Gang und Haltung stolz, ihre Bekleidung schmutzig und zerrissen. Wenn alle Beduinen gute Reiter sind, so findet dies nur theilweise auf die Kabylen Anwendung, da unter ihnen die Pferdezucht weniger allgemein ist; die Kabylen können in ihren Bergen und Schluchten sich der Pferde kaum bedienen. Dagegen sind sie die rüstigsten, ausdauerndsten Fußgänger und Kletterer, welche unsere Infanterie nicht verfolgen konnte und unsere Cavallerie nicht zu verfolgen wagte.

In ihren Sitten und Gebräuchen sind die Kabylen außerordentlich einfach, über alle Beschrei=

bung mäßig, gegen Freunde, Bundes- und Glaubensgenossen und selbst gegen unbewaffnete Fremde, die es nicht mit den Franzosen halten, oder von einem Scheik oder Emir einen Schutzbrief haben, oder von Einem der Ihrigen besonders empfohlen sind, außerordentlich gastfrei, gegen ihre Feinde dagegen unversöhnlich und grausam, in hohem Grade kühn und verschmitzt und in ihren Bergen und Schluchten vor jedem Angriff und jeder Verfolgung sicher. Die Vielweiberei ist unter ihnen selten, da sie Alle arm und Alle im Range sich gleich stehn. Unterjocht waren sie nie, selbst nicht von den in Algier herrschenden Türken, welche von den Schätzen der Kabylen nicht angelockt werden konnten, wohl aber deren Tapferkeit fürchteten. Ihre Scheiks, deren es auch nicht viele gibt, da der Kabyle von jeder auch nur scheinbaren Oberherrschaft nichts wissen will, üben im Ganzen nur wenig Einfluß, mehr noch die Marabuts, die aber eben so arm, unwissend und roh sind wie der große Haufe. —

Westlich von Algier, von der Chiffa bis zu dem Seehafen Scherschel unfern der marokkanischen Grenze, erstreckt sich ein großes Gebiet, welches die Hadschuten bewohnen und theils zur Weide, geringern Theils auch zum Feldbau benutzen. Die Hadschuten, nächst den Kabylen der berüchtigtste

Räuber= und Mörderstamm in Algerien, sind mit jenen und allen Beduinen gleichen Ursprungs d. h. eine Mischung der von Osten eingedrungenen Araber und der Urbewohner der nordafrikanischen Küstenländer. Sie lieben den Wechsel ihrer Wohnplätze und die Nomadengewohnheiten, bewegen sich aber nur in einem gewissen Bezirke, wo die Natur ihnen viele Vertheidigungsmittel und Schlupfwinkel gegeben hat. Früher bezahlten sie den Deys ihren Tribut mit den Waffen d. h. sie waren verpflichtet jeder Aufforderung von Seiten des Deys für denselben in's Feld zu ziehn, pünctliche Folge zu leisten, sonst blieben sie aber von jeglicher Abgabe befreit. War irgend eine Expedition gegen einen rebellischen Stamm zu unternehmen, so eilte ein Aga mit einer Schaar Türken nach der Metidscha und zu den Stämmen der umliegenden Gegend, namentlich zu den kühnen und trefflich berittenen Hadschuten, und überfiel mit den in der Eile zusammengebrachten Haufen die Lagerplätze (Duars) derjenigen Stämme, welche den Tribut verweigert oder anderweitigen Anlaß zur Unzufriedenheit des Deys und der türkischen Machthaber in Algier gegeben hatten. Nie griffen die andern Stämme, welche der Aga mit seinen Schaaren durchzog, für ihre bedroheten Brüder zu den Waffen; die gegenseitige

Eifersucht derselben, besonders ihrer Scheiks und Kadis, sah mit Freuden die Demüthigung des Nachbarstammes, blieben sie nur verschont und ward die Strafe über ihre Nachbarn durch gläubige Moslemim vollzogen. So hatten die Türken leichtes Spiel, währenddem bei den von Franzosen unternommenen Expeditionen in das Innere Alles flüchtet und die Wehrhaften zu den Waffen greifen.

Seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen haben die Hadschuten wie die Kabylen den Siegern gegenüber stets eine feindselige Haltung behauptet, die in Bezug auf erstere nur zu zweien Malen durch einen förmlichen Frieden auf kurze Zeit unterbrochen ward. Ungläubigen Treue zu bewahren, mit ihnen geschlossene und durch Eidschwüre bekräftigte Verträge zu halten, dazu glauben sich die gläubigen Moslemim, zumal die freisinnigen Kabylen und Hadschuten, nicht verpflichtet; erstere schwuren und brachen häufig die heiligsten Verträge, die sie nur nothgedrungen eingegangen waren und sich ihrer, sobald es der Vortheil erheischte oder geschehn konnte, wieder zu entledigen suchten. Unter dem General Voirol, den wie alle Beduinen und Eingebornen Algeriens, so auch die Hadschuten auf gleiche Weise fürchteten und verehrten, ward mit letztern Friede geschlossen und demgemäß auf einige

Zeit die Ruhe im Innern der Colonie, besonders in der Ebene Metidscha, welche den Räubereinfällen der benachbarten Hadschuten ganz blosgestellt war, gesichert. Und wieder schloß das französische Gouvernement in Folge des Tractats an der Tafna mit den räuberischen und furchtbaren Hadschuten, welche die Oberherrschaft Abdl-Kadrs anerkennen, einen Vertrag, durch welchen sie ihre Niederlassungen vor den Einfällen derselben gesichert wähnten. Aber nur wenige Monate hielten sich die Hadschuten still, schon als Abdl-Kadr längere Zeit auf dem Zuge gegen Ain-Maydé verweilte, setzten die unruhigen Grenznachbarn ihre früheren Gewohnheiten auf Kosten der Franzosen fort.

Fast bei jedem Gefecht zwischen den Franzosen und den Eingebornen standen die Hadschuten an der Spitze der letztern. Ihre flüchtige Reiterei wechselte mit den französischen Tirailleurs immer die ersten Schüsse und ihre Scheiks führten bei Berathungen über Krieg und Frieden das erste Wort. Als Bourmont nach der Einnahme Algiers eine Expedition nach Blida unternahm, trafen die Franzosen zum ersten Male mit den Hadschuten zusammen, welche die französischen Colonnen auf deren Rückmarsch taillirend bis unter die Mauern Algiers begleiteten. Marschall Clauzel fand, als er nach Medeah

zog, die Hadschuten bei Buffarik gelagert. Er trieb sie ohne Mühe vor sich her, aber ein Detachement von sechszig Artilleristen, welche er unvorsichtig genug nach der ferme modèle abschickte, wurde von den Hadschuten bis auf den letzten Mann zusammengehauen. Das Schreckenssystem des Herzogs von Rovigo, Clauzels Nachfolger, die Hinrichtung mehrerer Scheiks und Gefangenen von verschiedenen beduinischen Stämmen und auch von den Hadschuten, erbitterte jene wie besonders diese, anstatt sie einzuschüchtern, um so mehr, und greuliche Repressalien wurden von ihnen an den unglücklichen Europäern verübt, welche in ihre Hände fielen. Der einzige Stamm der Hadschuten, der nicht mehr als tausend Reiter in's Feld stellen konnte, verbreitete den französischen Heeren gegenüber einen solchen Schrecken unter den andern mit den Franzosen verbündeten Stämmen, daß diese schwankend wurden, ob es nicht besser für sie sei, sich statt des Bündnisses mit den Fremden unter den Schutz der Hadschuten zu stellen, deren Ueberfälle sie mehr fürchteten, als die Drohungen des Gouverneurs in Algier. Endlich unternahm es des General Bro die Hadschuten zu züchtigen: im Mai 1834 zog er mit ansehnlicher Macht über die Chiffa und erbeutete zahlreiche Heerden; von den räuberischen Had=

schuten bekam er jedoch nur einzelne Reiter, die sich in weiter Entfernung hielten, zu Gesicht. Da jedoch die Hadschuten sahen, daß es mit der Expedition gegen ihr Gebiet und ihre Heerden den Franzosen Ernst sei, schickten sie Abgesandte an dieselben ab, versprachen ihre Unterwerfung und erkannten einen von den Franzosen aus ihrem Stamme erwählten und bestätigten Scheik an. Voirol war damals Gouverneur und gab einen gefangen gehaltenen Marabut der Hadschuten, Sidi-Mohamed, einen ehrwürdigen, von seinem Volke angebeteten Greis ohne Lösegeld frei; diese Milde gewann die Hadschuten, die sich bis zu der Ankunft des neuen Gouverneurs, des Grafen Erlon, ziemlich ruhig verhielten, besonders auf den Befehl jenes alten Marabut, der sie mit seinem Fluche bedrohte, wenn sie den Vertrag mit dem General Voirol brächen. Als dieser jedoch abberufen worden und Erlon seine Stelle eingenommen hatte, begannen sie ihre Streifzüge auf französischem Gebiete, gegen die unglücklichen Colonisten, gegen Vorposten und kleinere Detachements von Neuem.

Man wird kaum begreifen wie es möglich ist, daß ein Stamm, der nicht über tausend Reiter stellen kann, den französischen Heeren Trotz bieten und der Schrecken der Colonisten, wie der mit den Franzosen

zurück, locken auf diese Art häufig die hitzigen Verfolger in Hinterhalte, wo dann plötzlich über diese eine zehnfach größere Anzahl herfällt. Sie führen lange Flinten, welche die französischen Gewehre mitsammt den Bajonetten noch überragen und daher sehr weit tragen, außerdem mehrere Pistolen und treffliche Yatakans, gewichtig und scharf und am Ende einwärts gekrümmt, die von den Kabylen gefertigt werden.

Man sollte glauben, daß die Hadschuten und Kabylen bei ihren immerwährenden Kämpfen endlich aufgerieben werden oder doch an Zahl abnehmen müßten, aber gerade das Gegentheil findet Statt. Als förmliche Räuberrepubliken bieten sie allen Verbrechern des Landes, allen Flüchtlingen und Mißvergnügten eine Freistätte. Wer irgend von einem andern Stamme verjagt oder verflucht worden, wer mit seinen Stammgenossen, oder dem Scheick, oder dem Bündnisse mit den Franzosen, oder endlich mit einem ruhigen Leben nicht zufrieden ist, flieht über die Chiffa zu den Hadschuten, oder in die Gebirge zu den Kabylen, bittet einen Scheik um Gastfreundschaft und erhält, wenn er dessen bedürftig, Waffen, ein Pferd und selbst ein Weib. Sobald er Beute gemacht, entledigt er sich seiner Schuld, hauptsächlich auf Kosten des Stam=

mes, der ihn verjagt hat oder von dem er entflohen ist.

Die Hadschuten sind fast sämmtlich schöne Männer d. h. schön als Wilde, ächte Ideale von Räuberhelden. Ihr Körperbau ist äußerst kräftig, von mehr als mittlerer Größe, die Haut von der Sonne gebräunt, das Auge feurig und das markirte Antlitz durch einen dichten schwarzen Bart geziert. Der Unterschied zwischen ihnen und den thierisch rohen Wilden anderer Länder, wie selbst vieler Bewohner desselben Landes besteht darin, daß trotz ihrer Unwissenheit und Grausamkeit in ihrem Benehmen doch auch zuweilen etwas Feines und Zartes durchschimmert und eine gewisse Würde nicht zu verkennen ist; man merkt in ihrem Umgange bald, daß man Kinder des Orients und verwilderte Nachkommen eines einst großen, berühmten Volkes vor sich hat.

VII.

Algierische Frauen und Mädchen.

Wie der Europäer in Algier eine ganz andere Welt um sich erblickt, einen andern Himmel und eine andere Erde, fremdartige Thiere und fremdartige Gewächse, andere Häuser und andere Einrichtungen, so auch andere Menschen mit andern Sitten und Gebräuchen. Seltsamer und interessanter noch als das männliche, wird ihm das weibliche Geschlecht erscheinen, meist deßhalb wohl, weil es ihm großentheils verborgen ist und sonach die Neugierde um desto stärker reizt. Alles was er bis dahin über die Harems des Orients, über orientalische Pracht und Sinnenlust gehört und gelesen hat, wird seiner Phantasie vorschweben und dieselbe mit den reizendsten Bildern erfüllen. Doch möge er sich vor Täuschung wahren, denn was er erblickt und sehen darf, wird ihn nicht sonderlich erbauen und

das Verborgene ist schwer zu erspähen. Steht auch jetzt nicht mehr Todesstrafe auf das unerlaubte Eindringen in einen Harem, selbst auf den unerlaubten Umgang mit einem mohamedanischen Weibe, so ist doch der Zugang zu dem Heiligthum des eifersüchtigen Mohamedaners äußerst schwierig und würde von dem wüthenden Moslem bis zum letzten Athemzuge verwehrt, wie auch von den Behörden gehindert und bestraft werden; der Besuch öffentlicher mohamedanischer Frauen und Mädchen dagegen steht zur Zeit in Algier eben so frei, wie der Besuch bei Europäerinnen, Jüdinnen und Negerinnen, die sich für Bezahlung dem ersten Besten Preis geben. Der Institute aber, in denen dies bei einer bei weitem zahlreichern männlichen als weiblichen Bevölkerung geschehen darf, gibt es in Algier unzählige und bezieht die französische Regierung von ihnen, die sie geduldete Häuser (**maisons tolerées**) mit einem allerdings sehr glimpflichen Namen benennt, einen großen Theil der geringen Einkünfte von Algerien.

Algier ward durch Türken beherrscht und doch gab es dort nie türkische Frauen. Die Männer kamen aus der europäischen oder asiatischen Türkei, wohin alle zwei Jahre Schiffe gesendet wurden, um die männliche Bevölkerung des Raubstaates zu er-

gänzen; es war aber streng verpönt Weiber mitzubringen. Die Türken wählten oder kauften späterhin, wenn sie Beute gemacht oder einen militärischen Grad oder eine Anstellung im Staate erhalten hatten, Frauen oder Mädchen nach ihrem Geschmack, oder wie die Gelegenheit sich darbot: weiße, braune und schwarze. Wer in den Stand gesetzt war sich einen Harem halten zu können, versäumte es selten, selbst wenn er bejahrt oder schwächlich; wer die Mittel dazu nicht besaß, entschädigte sich in oben erwähnten maisons tolerées. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl hielten nur wenige Männer wirkliche Harems und diese waren gewöhnlich angesehene Türken oder reiche Mauren: die Araber, (die Städter) die Beduinen, (die Nomaden oder Bauern) die Juden und Neger begnügten sich in der Regel mit einer Frau, wie das noch heute der Fall ist. Den zahlreichsten Harem besaß stets der Dey, der häufig bis dreihundert Frauen aus allen Theilen der Erde zu seiner Disposition hatte. Der letzte Dey, der von den Franzosen entthront wurde, der alte Hussan, nahm sechsundfunfzig Weiber seines Harems mit sich nach Europa und über hundert blieben in Algier zurück, wo sie nachmals dem Verdienst auf eigene Hand nachgingen. Die Harems der Minister, der höhern Land- und Seeoffiziere

und reicher Mauren zählten selten mehr als zwölf arme Gefangene, manche deren nur drei bis vier, je nach dem Geschmack, dem Vermögen, oder dem Einfluß des Gebieters. Nach der mohamedanischen Religion darf ein Mann vier rechtmäßige Frauen und sieben Sclavinnen besitzen, die Zahl der letztern jedoch nach Gutdünken vermehren. Die Großsultane, und eben so vormals die Deys von Algier, dürfen nur Sclavinnen haben, nur die Sultanin-Valide, welche dem Padischa den ersten Sohn geboren hat, erhält besondere Rechte und gewissermaßen den Rang einer rechtmäßigen Frau oder einer Favoritin.

Die Ehebündnisse und Hochzeitsfeierlichkeiten sind wie bei den Türken, so bei den Algierern und endlich bei allen Mohamedanern, obwohl mit mancherlei Verschiedenheiten, sehr einfach. Man hat zu unterscheiden, ob der Moslem eine von den vier erlaubten rechtmäßigen Frauen oder eine Sclavin, die jedoch den Vorzug vor einer rechtmäßigen Frau erlangen und zu einer Favoritin erhoben werden kann, in seinen Harem aufnimmt. Im letztern Falle bedarf es gar keiner Umstände: der Heirathslustige geht auf den Sclavenmarkt — wohin früher kein Christ sich wagen durfte — mustert, handelt und bezahlt, was ihm gefällt, oder er erbeutet sich

eine Zukünftige den Säbel in der Faust, allerdings eine chevalereske Art sich zu beweiben. Zu dem Ende stellten die Türken in Algerien früherhin förmliche Streifzüge an: wenn eine Stadt oder ein Tribus (ein beduinischer Stamm unter einem Scheik) den Tribut nicht entrichten wollte, oder sich empörte, so zog eine Schaar Türken aus und nahm den Revolutionärs Weib und Kind, Sclaven und Vieh und gab von dem Erbeuteten, wenn es gefiel, nie etwas zurück. Eben so häufig nahmen die verwegenen Corsaren christliche Frauen und Mädchen auf erbeuteten Schiffen gefangen, unternahmen sogar Raubzüge an den Küsten des Mittelmeeres, plünderten Dörfer und Städte im südlichen Spanien und Frankreich, in Italien und sogar in nördlicher gelegenen Ländern. Bei diesen Raubzügen trachteten sie mehr darnach Menschen, besonders Weiber und Mädchen, als Hab' und Gut in ihre Gewalt zu bringen: die Männer wurden Sclaven oder theuer verkauft oder mußten sich mit großen Summen loskaufen; die Frauen und Mädchen betraf dasselbe Schicksal, oder sie mußten, wenn sie Gnade vor den Augen ihrer Gebieter fanden, die Harems derselben vermehren. Im ganzen stand ihnen jedoch kein hartes Loos bevor, sie wurden in der Regel milde behandelt, selten zu Arbeiten ver=

wendet, durften aber nie das Innere des Hauses ihres Eheherrn ohne Begleitung und ohne dichte Verschleierung verlassen, eine Erlaubniß, die auch nur selten ertheilt wurde. Bei eintretender Dunkelheit allein durften die armen Weiber freie Luft auf der Plattform des Hauses schöpfen, immer aber unter strenger Beaufsichtigung; eine Art stillschweigenden Uebereinkommens entfernte um jene Zeit alle Männer von den Plattformen, den benachbarten Fenstern und selbst von den Straßen; während die Frauen auf kurze Zeit den blauen Himmel, Mond und Sterne betrachten und mit ihren Nachbarinnen verkehren durften, wohl auch auf Seiteninstrumenten klimperten, Tabak rauchten und Sorbet tranken, entschädigten sich die Männer in den zahlreichen, in jenen Stunden vorzugsweise besuchten Kaffeehäusern.

Wollte der Türke, Maure oder Araber eine rechtmäßige Frau heimführen, so wandte er sich an den Vater oder die nächsten männlichen Verwandten derselben. Er konnte seine Zukünftige nur aus der Beschreibung kennen, denn nie ward ihm ihr Anblick vor der förmlichen Vermählung gestattet. Wenn der Vater des Mädchens mit dem Bräutigam überein gekommen war, in welchem Falle gewöhnlich der Letztere statt der bei civilisirten Völkern gewöhn-

lichen Mitgift eine namhafte Summe zahlen oder anderweitigen Abstand leisten mußte, wurde die Braut von ihrem Glück und ihrem Bräutigam benachrichtigt, den sie ebenfalls nur aus der Beschreibung kennen lernen konnte, wenn sie ihn nicht zufällig und auf verbotene Weise aus einer Oeffnung des Hauses — die Fenster der algierischen Häuser gehn sämmlich auf den innern Hofraum, nach der Straße zu sind nur kleine Luftlöcher und eine schmale, niedrige, stets verschlossene Thüre angebracht — erblickt hatte. An eine Einrede von Seiten der Erkorenen ist nicht zu denken, würde auch eine solche nichts helfen. Die rechtmäßigen Ehen sind auch in Algier Speculationen; ist die Erwählte alt, oder häßlich, oder von widerwärtigem Character, so entschädigt sich ihr Mann bei seinen andern Frauen, oder wenn er deren nicht hat, so erwirbt er sich mit leichter Mühe neue, anmuthigere Gefährtinnen. Hieraus ist leicht abzusehn, wie gut es die mohamedanischen Männer haben; aber auch die mohamedanischen Frauen haben es nicht so schlecht, wie es die christlichen allgemein glauben. Einmal sind jene an ihr Loos gewöhnt, kennen kein anderes und verlangen daher nach keinem andern, dann werden sie in der Regel von ihren Eheherrn sehr gut, nachsichtig und liebreich behandelt,

haben wenig oder gar keine Arbeit und eben so wenig Sorgen. Das öffentliche Leben berührt sie gar nicht, sie leben nur ihrem Manne, ihren Kindern und führen die Oberaufsicht über das Hauswesen, die gröbere Arbeit wird durchaus von Sclaven und Sclavinnen besorgt, denn die Dame des Harems muß weiche Hände haben und ihren Teint vor den Strahlen der Sonne bewahren.

Wenn nun der Muselmann seine Wahl getroffen hat, wobei gewöhnlich auf den Einfluß des Vaters oder der Verwandten der Erwählten hauptsächlich, seltener auf deren körperliche Vorzüge — von geistigen kann gar nicht die Rede sein — gesehen wird, und der Vater oder die Verwandten derselben mit dem Heirathslustigen sich verständigt haben, so wird ein Tag zur Hochzeitsfeier angesetzt. Vorher muß der Bräutigam jedoch die Kaufsumme erlegen oder die bedungenen Geschenke, zu denen er noch aus Galanterie freiwillige fügt, einsenden. Jetzt darf er sich in das Haus seines Schwiegervaters oder seiner unter einem Vormunde stehenden Braut und in die Frauengemächer begeben; die verschleierte Braut wird eingeführt und muß mit verbundenen Augen ihren Zukünftigen zu haschen suchen, bei welchem Blindekuhspiele ihr von den Anwesenden freundliche Winke und Andeutungen gegeben wer=

den; wenn sie den unbekannten Gatten glücklich ertappt hat, lös't dieser die Augenbinde und den das Gesicht verhüllenden Schleier, küßt die Braut auf die Stirne — und somit ist die Heirath geschlossen. Musik, Tänze von Frauen und Mädchen allein ausgeführt, Essen, Rauchen, Kaffee- und Sorbettrinken füllen die Zeit bis zum Beginne der Nacht, dann wird die Neuvermählte unter Musik und mit Fackeln von ihren Freundinnen und den Freunden ihres Mannes nach dem Hause des Letztern geleitet. Sobald sie durch die Thüre ihres neuen Gefängnisses eingetreten, wird dieselbe hinter ihr und ihrem Gatten geschlossen, die Begleiter ziehn ab und das neue Ehepaar begibt sich in die innern Gemächer. Am andern Morgen wird das Hemde der jungen Frau deren Verwandten feierlich übersendet; wehe der Aermsten, wenn nicht Alles so befunden worden, wie es der muselmännische Brauch verlangt!

Die Neuvermählte — ich spreche immer von den wohlhabendern Classen, da der arme Moslem gar nicht heirathet oder sich mit einer Frau begnügt, was auch im Grunde satis superque — theilt nun das Loos ihrer Gefährtinnen wie dasjenige aller verheiratheten Mohamedanerinnen. Ihr höchstes Streben geht dahin, sich ihrem Gatten geneigt zu machen oder zu erhalten und ihre Nebenbuhlerinnen

aus dessen Gunst zu verdrängen. Daher ewiger Neid, Eifersucht, Intriguen und Händel unter den Weibern eines Harems. Die Klugen oder Gutmüthigen erreichen hier, wie überall im Leben, am ehesten ihren Zweck, die Eifersüchtigen, Zank- und Klatschsüchtigen haben gewöhnlich am meisten zu leiden. Der Unfriede und Haß zwischen den verschiedenen Frauen ist jedoch bei weitem nicht so arg, wie er es unter europäischen oder christlichen in gleichen Verhältnissen lebenden sein würde, die Mohamedanerinnen kennen ihr Loos und fügen sich in's Unvermeidliche, fürchten auch wohl mehr, als die civilisirten Europäerinnen, den Zorn ihres gemeinschaftlichen Eheherrn, der in der Hitze wohl einer seiner Geliebten die Bastonnade geben, oder gar eine Unverbesserliche auf dem Sclavenmarkte verkaufen läßt. Wenn eine rechtmäßige Frau die Gunst ihres Mannes durchaus verscherzt hat, wird sie von demselben den Ihrigen zurückgeschickt — dies die mohamedanische Ehescheidung, die eben so einfach und vernünftig ist, wie die mohamedanische Verheirathungsart.

Die Frauen eines Harems leben durchaus von der Außenwelt abgeschlossen und sind auf den Umgang unter sich, mit ihrem Manne, ihren Kindern, den weiblichen Hausgenossen und, wenn sie einen

nachsichtigen Eheherrn haben, auf denjenigen mit einigen Freundinnen und Verwandtinnen beschränkt. Zuweilen ist es ihnen gestattet tiefverschleiert und unter weiblicher und in der Ferne nachfolgender männlicher Begleitung eine Mosquee oder ein Frauenbad zu besuchen. Doch das sind Ausnahmen; das Leben einer orientalischen Frau ist auf ihr Haus, auf die hintern und abgeschlossenen Gemächer desselben, den Harem, beschränkt. Hier verfließt ihr ein Tag wie der andere, hier genießt sie ihre Freuden und hier vertrauert sie ihre Leiden. Nichtsthun und der Putz, rauchen, essen und trinken, bisweilen wohl auch weibliche Arbeiten, Saitenspiel nnd einförmiger Gesang sind ihre Beschäftigungen und ihre Erholungen, angestrengte Arbeiten dagegen ihnen gänzlich unbekannt. Die Erziehung der Kinder, der Mädchen bis zu deren Verheirathung, der Knaben bis ins siebente oder achte Jahr, liegt ihnen ebenfalls ob, da aber die Mütter nichts gelernt haben und nichts verstehn, als sich zu putzen und ihren Mann zu vergnügen, so lernen die Kinder auch nicht mehr; selten versteht eine Dame des Harems eine Art einförmiger Laute zu schlagen und mit eben so einförmigen Gesang zu begleiten; lesen und schreiben sind gänzlich unbekannte Dinge. Die ältern Frauen beschäftigen sich

bisweilen mit weiblichen Arbeiten und dem Hauswesen, die jüngern thun in Wahrheit gar nichts. Ein schönes, gemächliches Leben, sorgenfrei, ohne Mühe und Aerger, wenn sie sich dessen nicht selbst bereiten! Und die Orientalinnen sind von ihrem glücklichen Loose so fest überzeugt, daß sie gar keine Aenderung desselben wünschen, noch dasjenige der Europäerinnen beneiden. Das Glück besteht endlich auch in der Einbildung und glücklich der, welcher eine starke Einbildungskraft besitzt und in Genügsamkeit und fern von Neid mit seinem Loose zufrieden ist!

Früher schon gab ich an, daß in Algier nach dem dort über drei hundert Jahre lang strenge befolgtem System der ausgebildetsten Militärdespotie, keine Türkinnen geduldet wurden, obwohl eingewanderte Türken die Herrn des Landes waren und die ersten Stellen im Civil wie im Militär bekleideten. Wer in Algier geboren worden, konnte jener Ehren nicht theilhaftig werden, wohl aber der aus der europäischen oder asiatischen Türkei eingewanderte oder eingeführte Verbrecher, wenn er nur reiner türkischer Abkunft war. Dagegen fand man in Algier Repräsentantinnen fast aller Raçen und Länder: weiße Europäerinnen, weiße und gebräunte Asiatinnen, dunkelbraune und schwarze Afrikanerin-

nen, Amerikanerinnen von allen Nüancirungen, wie sie eben von algierischen Corsaren erbeutet worden, üppige Maurinnen, schlanke Circassierinnen, feurige Araberinnen und Negerinnen von dunkler Olivenfarbe bis zum glänzendsten Schwarz. Dem Türken und endlich jedem Muselmann in Algier stand die Wahl unter den genannten und noch mehreren verschiedenen Arten vom schönen Geschlechte frei, der Reiche konnte erkaufen, was ihm gefiel, der Tapfere sich erbeuten, was sein Glücksstern ihm in den Weg führte. Die Nachkommen der Türken, gleich viel mit welchen Weibern erzeugt, hießen Culuglis; die Männer kamen im Range gleich nach den Türken und standen mit den Mauren ungefähr auf gleicher Stufe, die Frauen vermehrten die Harems der Türken, Mauren und Araber, wurden aber vorzugsweise wieder von den Culuglis geheirathet. Unter den Culuglis gab es sehr schöne Männer wie Frauen, richtete sich dies jedoch gänzlich nach der Abstammung der Mutter; im Durchschnitt waren die Türken kräftige und schöne Leute, erzeugte aber der Türke mit einer Negerinn ein Kind, so mußte dieses den Gesetzen der Natur zufolge ein Mulatte werden, wenn mit einer dunkelfarbigen Araberinn, so ein braunes Kind; mit einer Europäerinn oder

Maurinn dagegen ein Kind mit demselben Teint, wie er bei uns gewöhnlich ist.

Die in Algier wie in allen Städten Nordafrika's in nicht unbedeutender Anzahl lebenden Mauren sind die Nachkommen der aus Spanien unter Ferdinand dem Katholischen und der Isabella im fünfzehnten Jahrhundert vertriebenen Mauren. Selten habe ich schönere Männer als unter ihnen gesehen: groß, kräftig gebaut, von vollen Körperformen, mit schwarzen Augen und Haaren, schönen Bärten und einem auffallend gut conservirten Teint, den sie durch Vermeidung der Sonnenstrahlen und den fast immerwährenden Aufenthalt in ihren kühlen, schattigen Wohnungen zu erhalten wissen. Noch schöner sind die Weiber, nie habe ich vollendetere Formen gesehen. Fast durchgängig von mittlerer Größe haben sie einen üppigen, nach unsern Schönheitsbegriffen oft zu vollen Körperbau, die schönsten schwarzen Haare, dunkle, feurige Augen, eine gesunde, trefflich conservirte Gesichtsfarbe, die sie leider durch Schminken und Farben, eben so wie die Augenbraunen und die Nägel an Händen und Füßen, häufig entstellen. Erhöhet eine einfache, geschmackvolle, höchst reinliche orientalische Tracht das Vortheilhafte der äußern Erscheinung eines Mauren, so um noch vieles mehr die reizende, phantastische

Tracht dasjenige einer Maurinn. Zu dem Ende muß man jedoch eine solche Holdinn durch List oder Gewalt oder durch die Alles öffnende Macht des Geldes in dem Innern ihres Hauses gesehn haben, auf der Straße gleicht eine wie die andere einer wandelnden Leiche, von oben bis unten in dichte weiße Schleier gehüllt. In ihren Wohnungen dagegen kleiden sie sich um desto sorgfältiger und buntfarbiger, sie tragen dann ein reich mit Gold oder Silber gesticktes sammetnes Mieder, bis an die Knie reichende weite weiße Beinkleider, unter dem Mieder ein buntfarbiges oder weißes Unterkleid, mit Blumen, Gold und Steinen durchflochtenes lockiges Haar, das nach ächt altdeutscher Mode lang herabwallt, Spangen von Gold und Silber an Aermen und Füßen, Ohrgeschmeide, Ringe an den Fingern und andern Tand. Strümpfe kennen die Maurinnen wie alle Eingebornen Algeriens nicht und gehen sogar außerhalb ihrer Wohnungen mit nackten Füßen in niedrigen Lederschuhen; daheim tragen sie kunstreich gestickte Sammetpantoffeln und bis an die Kniee keine andere Hülle.

Die Araberinnen in Algier haben allerdings einen etwas gebräunten Teint, aber nicht gar dunkler als die Italienerinnen, Spanierinnen und die Bewohnerinnen des südlichen Frankreichs, welche

den untern Classen angehören und sich häufig den Strahlen der Sonne aussetzen müssen. Von dunklerer Farbe sind die Weiber und Töchter der Beduinen, die weniger eitel als die Araberinnen und auch nicht so reinlich sind und überdem, weil sie nicht so begütert, arbeiten und jeder Witterung sich aussetzen müssen. Araberinnen und Beduininnen stehen zu einander wie bei uns Städterinnen zu Landbewohnerinnen, oder wie reiche Damen zu armen Weibern. Abgesehn von dem dunkeln Teint mit dem die schwärzesten Haare, die schwärzesten Augen und die weißesten Zähne gewöhnlich in Verbindung stehn, würden sie auch bei uns für hübsch gelten, da sie regelmäßige Züge mit einem schlanken Körper, die größte Behendigkeit und Ausdauer mit dem höchsten Feuer vereinigen. Unter allen eingebornen Frauen und Mädchen in Algerien lassen die arabischen und beduinischen am leichtesten ihre Abstammung erkennen, da sie sich mit andern Racen am seltensten vermischen und stolz auf ihre Abstammung diese rein zu erhalten streben.

Die genannten Racen, Türken, Mauren, Araber und Beduinen, sind Mohamedaner und halten ihrer Religion zufolge die Polygamie für erlaubt, begnügen sich jedoch häufig auch, Araber und Beduinen fast durchgängig, mit einem Weibe.

Außerdem existiren in Algier und der ganzen Regentschaft, zum mindesten in den Städten, viele Juden und überall, in Städten, auf dem Lande, in Wüsten und Schluchten, viele Neger, die daher beide, obwohl sie aus andern Ländern stammen, dennoch wohl mit Fug und Recht zu den Eingebornen des Landes gezählt werden können. Die algierischen Juden sind dieselben wie die deutschen und die Juden aller Länder, sie haben in Algier sogar ihren Teint, zugleich aber auch ihren Schacher = und Speculationsgeist, ihre Mäßigkeit und ihre Sinnlichkeit bewahrt und, obwohl früher verachtet und unterdrückt, sich dennoch in hohem Grade vermehrt und neben bedeutendem Vermögen einen gewissen Einfluß zu erlangen gewußt. Gewöhnlich sind Juden die Entrepreneurs von den maisons tolerées, in denen auch dicke, lüsterne Jüdinnen häufig die Hauptrollen spielen. Außer den Europäerinnen zeigen sich in Algier nur Jüdinnen und Negerinnen unverschleiert, oft sogar mit recht indecenten Blößen. Die watschligen Jüdinnen, die in eben dem Grade fett, wie ihre Männer mager sind, tragen merkwürdig hohe, aus gelbem oder weißem Drath bestehende, mit Bändern und Blumen durchflochtene Mützen, schwarze Röcke — alle Juden und Jüdinnen mußten sich früher in Algier

in dunkle Farben kleiden, welches Gesetz zwar aufgehoben worden, aber aus Gewohnheit immer noch befolgt wird — und außerdem weiße Tücher, weiße Schürzen, nackte Füße, nackte Aerme und häufig auch nackte Busen, die eben so colossal sind, wie ihre thurmhohen Mützen. Die Juden leben in Monogamie, überhaupt fast in allen Stücken wie unsere Juden, algierische jüdische Dandys kleiden sich sogar schon völlig à la mode parisiènne und die Jüdinnen der wohlhabendern Classen folgen allmählig nach.

Die algierischen Mädchen treten sehr frühe in das mannbare Alter, die dortigen jüdischen am frühesten. Ich habe einige Zeit in Algier in dem Hause eines Juden gewohnt, dessen Frau noch nicht völlig ein und zwanzig Jahre alt und schon Großmutter war. Sie hatte sich mit dem neunten, ihr erstes Kind, eine Tochter, mit dem zehnten Jahre verheirathet und beide Ehen wurden im ersten Jahre mit einer Frucht gesegnet. Wie nun aber alle algierischen Frauen frühe altern, so besonders wieder die dortigen jüdischen; jene Jüdin hatte im Anfang der zwanziger Jahre bereits das Ansehn einer deutschen Frau von vierzig Jahren: im Orient lebt Alles schnell und vergehet Alles schnell!

Bleiben unter den algierischen Frauen und Mäd-

chen die Negerinnen übrig, über welche ich noch einige Worte zu sagen habe, denn wenn ich es von den eingewanderten oder von denen, die in frühern Zeiten von den Corsaren gefangen genommen worden sind, gleichfalls wollte, müßte ich die Bewohnerinnen fast aller Länder, gewiß aber aller europäischen Staaten besprechen. Zur Zeit befinden sich Französinnen, Spanierinnen, Malteserinnen, Italienerinnen und Deutsche, besonders Würtembergerinnen, unter fremden Frauen in überwiegender Mehrzahl in Algier, werden zusammen genommen gewiß aber von der Zahl der Negerinnen übertroffen, von denen es in und um Algier im wahren Sinne des Worts wimmelt. Allerdings müssen die armen schwarzen Geschöpfe sich den niedrigsten und schwierigsten Arbeiten unterziehn, sich jeder Witterung aussetzen, alle Geschäfte im Freien besorgen und sich demzufolge stets in den Straßen der Stadt umhertreiben und in den benachbarten Gärten und Feldern arbeiten. Früher waren die Neger und Negerinnen in Algier mit wenig Ausnahmen Sclaven, jetzt sind sie sämmtlich frei, aber arm, unwissend und verachtet. Ausnahmen hier wie überall: so war in den Jahren 1831—33 der Kadi der mohamedanischen Bevölkerung in Algier ein alter ehrwürdiger Neger mit schneeweißem Haupte. Unter den Negerinnen,

die unverschleiert, oft halbnackt gehn, muß man mehrere Raçen unterscheiden, von den dunkelolivenfarbigen, die ganz hübsch und wohlgebaut sind und nur wenig aufgeworfene Lippen und hervorstehende Backenknochen haben, bis zu den häßlichen schwarzen, die dünne Aerme und Schenkel, hängende Brüste, einen aufgeworfenen Mund und weit vorstehende Backenknochen zur Schau tragen und im Sommer entsetzliche Ausdünstungen verbreiten.

Soll ich von der Bildungsstufe sämmtlicher Algiererinnen noch etwas sagen? Es ist mit wenigen Worten geschehn: die Araberinnen, Maurinnen und Jüdinnen genießen ausnahmsweise einigen Unterricht, wenigstens gibt es zu dem Ende für die Mädchen bis zu deren siebenten oder achten Jahre in Algier einige Schulen, unter hundert von ihnen kann aber wohl kaum Eine lesen oder schreiben, da ihre ganze Wissenschaft in dem Erlernen einiger Sprüche aus dem Koran und Talmud besteht. Die Töchter der Beduinen und Neger besuchen weder Schulen noch lernen sie überhaupt etwas.

VIII.

Das 67ste Regiment.

Dem französischen Militäretat zufolge, welcher nach der Julirevolution fixirt ward, sollte das französische Heer aus 66 Linien- und 20 leichten Infanterieregimentern, aus 2 Carabinier-, 12 Cuirassier-, 12 Dragoner-, 8 Lanciers-, 6 Husaren- und 18 Chasseur-, ferner aus 13 Artillerie- und 3 Regimentern Genie bestehn. Im Laufe der Zeit wurde jedoch von diesem Bestande abgewichen, da nun einmal Alles, was besteht, der Veränderung unterworfen ist. Die Infanterie ward bedeutend vermehrt, die Regimenter der Linie um ein Bataillon vermehrt, so daß jedes derselben vier Bataillone zählte, überdem noch ein neues, das 67ste hinzugefügt; die leichten Infanterieregimenter, eigentlich durch nichts als andere Aufschläge von denen der Lienie unterschieden, gleichfalls um eines vermehrt, welches aus dem frühern Regi-

ment Hohenlohe, ein aus Fremden, größtentheils aus Deutschen geworbenens Corps, gebildet wurde, und überdem warb man für die algierischen Besitzungen eine Fremdenlegion, welche bis auf 7 Bataillone wuchs, und formirte in Algerien selbst mehrere Bataillone inländischer Infanterie, die Zuaven, und die afrikanischen Jäger zu Fuß, gewissermaßen ein Strafcorps. Sonach ward die französische Infanterie um einige und achtzig Bataillone, oder das Bataillon auf dem Kriegsfuße zu tausend Mann gerechnet, um mehr als achtzig tausend Mann vermehrt. Auch die Cavallerie erhielt vier neue Regimenter, die famosen afrikanischen reitenden Jäger und die Spahis, und die Artillerie erlitt eine förmliche Umgestaltung, der zufolge die Zahl der Regimenter auf eilf vermindert, diese selbst aber vermehrt und in batteries montées umgeschaffen wurden, der Art, daß ein Theil der Artilleristen beritten, der andere theils auf einem an den Rüstwagen angebrachtem Sitze, theils auf dem jede Kanone begleitenden Munitionswagen saß, durch welche Vorkehrungen die ganze französische Artillerie nunmehr eben so rasch operiren, vorrücken und sich zurückziehn kann, wie die reitende Artillerie es vermag. In Algerien errichtete man auch einige Batterien Bergkanonen, pièces de montagne, welche auseinander-

genommen und auf Maulthiere geladen werden können, wo das Terrain das Fahren nicht gestattet. Zwei Maulthiere sind hinreichend diese Geschütze zu ziehn und wenn es erforderlich, zu tragen; das Rohr wird in diesem Falle auf das eine, die Laffette auf das andere Thier geladen.

Doch ich verliere mich zu weit in das französische Heerwesen und dessen Einrichtungen, die allerdings dereinst allen andern Staaten Vorbilder waren und es noch jetzt sein könnten. Der Ueberschrift dieses Abschnittes zufolge will ich von dem 67sten Regimente sprechen, welches während meines Aufenthalts in Algerien ebendaselbst stand, kurz vorher erst gebildet war und noch lange nachher in Algerien bleiben mußte, vielleicht noch dort steht. Die Entstehung, die Schicksale, der Geist und die Eigenthümlichkeiten dieses Regiments sind in der That so sonderbar und interessant, daß sie einer ausführlichern Besprechung wohl werth erscheinen dürften; möchte es mir nur gelingen durch meine Darstellung jenes Interesse auch bei den gütigen Lesern hervorrufen zu können.

Die Entstehung des fraglichen Regiments, welches im Anfange jedoch diesen Namen noch nicht führte, sondern gewöhnlich Legion oder légion parisienne genannt wurde, entsprang aus einem poli-

tischen Staatsstreiche, der wie so viele andere wohl nie gerechtfertigt werden könnte: in der Politik und bei coups d'état spielen nun einmal die Moral und Gerechtigkeit keine Hauptrollen. Nach der glorreichen Julirevolution, die für Alle glorreicher und gewinnbringender war, als für diejenigen, welche in ihr thätig mitgewirkt hatten, war es das Streben der neuen Machthaber alle Gährungsstoffe aus dem Schooße der revolutionären Bewegungen, aus Paris, zu entfernen. Als man der Aerme der Revolutionsmänner nicht mehr bedurfte, wurden diese Männer mit ihren Ansprüchen und ihrem kecken Uebermuthe dem neuen Gouvernement sehr lästig und deshalb beschlossen sich ihrer, oder doch eines großen Theils derselben auf jeden Fall zu entledigen. Algier war im Jahre zuvor erobert, ein Theil des Gebiets besetzt, zur Colonisirung desselben fehlte es aber an Menschen und in Algier selbst an Handwerkern und Arbeitern. Zu dem Ende erließ die Regierung eine Bekanntmachung, in welcher sie diejenigen Pariser, welche nach Algier sich überzusiedeln geneigt wären, unter vortheilhaften Bedingungen und glänzenden Versprechungen aufforderte, sich nach der neuen Colonie zu begeben. Als die willkommensten Colonisten bezeichnete man junge, kräftige Männer, die ein Handwerk verstånden — gerade die eifrigsten und

kühnsten Revolutionäre. Man versprach ihnen Entschädigung für die Reisekosten bis Marseille, freie Ueberfahrt, in Algerien Häuser und Landbesitz, Arbeitszeug, Sämereien, für die ersten Jahre Lebensmittel und sogar baare Vorschüsse. Das lockte und der Coup gelang: aus Paris allein meldeten sich über 8000 Jünglinge und Männer, die wenig zu verlieren, geringe oder gar keine Arbeit hatten und daher zu Emeuten am geneigtesten waren, — im Ganzen gegen 10,000 Colonisten und Handwerker, die auf Staatskosten nach den Häfen des Mittelmeeres reisten. Viele von ihnen sahen jedoch schon vor der Einschiffung ein, daß das Gouvernement sich ihrer nur entledigen wolle und traueten daher den prahlerischen Versprechungen desselben, von denen schon jetzt mehrere nicht in Erfüllung gegangen waren, nicht, ein Theil kehrte daher schon in Marseille und Toulon um, gegen 7000 gingen jedoch in die Falle und ließen sich nach Algerien einschiffen.

In Algerien angekommen gab man Jedem ein Gewehr, Säbel, Patronentasche, Patronen und Lebensmittel, wie jedem Soldaten, aber weder die gleiche Löhnung, noch Kleidungsstücke, noch sonst etwas. Man bedeutete die Erstaunten, daß in Algerien jeder Colonist auch Soldat sein müsse und gerade jetzt, im Herbst 1831, der Feind sehr verwegen sei und

deßhalb gezüchtigt werden solle. Zu der Theilnahme an der vorhabenden Expedition gegen Blida und Medeah durch die Ebene Metidschah wurden die Neuangekommenen alsbald bestimmt, obwohl sie nicht einexercirt und uniformirt waren, keine Offiziere und von der Kriegsführung in Afrika gar keinen Begriff hatten. In der Eile ließ man sie einexerciren und gab ihnen aus andern Regimentern Offiziere, Unteroffiziere wurden aus ihnen selbst gewählt. Was sollten die armen Betrogenen beginnen? Sie mußten gehorchen, denen schon wurden sie als Soldaten betrachtet und nach den strengen Militairgesetzen gerichtet. Unter Clauzel's Oberbefehl, der zu der befolgten Verfahrungsart gegen die pariser Colonisten die gemessensten Befehle von dem Kriegsministerium erhalten hatte, zogen dieselben, gegen 6000 Mann stark, in Verbindung mit andern Truppen dem Feinde entgegen. Man ertheilte ihnen jetzt den Namen légion parisienne und hielt sie immer noch mit der Hoffnung hin, daß nach beendigtem Feldzuge einem Jeden die Wahl frei bleibe, in Algier unter damals allerdings sehr günstigen Aussichten das erlernte Handwerk, oder als Colonist Landbau zu betreiben, zu welchem Ende Ländereien angewiesen werden würden, oder endlich unter dem Militair zu bleiben.

Französisches Blut ist leichtes Blut, zumal das der Pariser und vor Allem das der pariser Gamins, aus denen die extemporirte Legion dem größten Theile nach bestand. Anfangs murrten die Ueberlisteten, die in frühern Zeiten die ehrbare Bourgeoisie in Paris ihrerseits überlistet hatten, fügten sich aber bald in das Unvermeidliche und zogen in Ermangelung einer Feldmusik unter dem Gesange der Parisienne und Marseillaise aus Algier ab und einem grausamen, kühnen und verschmitzten Feinde entgegen. Die arme Legion war so vernachläßigt, daß an dieselbe nicht einmal Tornister ausgetheilt waren, ein Jeder zog einher, wie er in Paris costümirt gewesen und diese Costüms hatten auf der weiten Reise, bei der Ueberfahrt und während des Aufenthaltes in Algier sehr bedeutend gelitten. Doch eine Fürsorge fand von Seiten des Gouvernements statt: die Bedürftigsten d. h. diejenigen, die barfuß gingen, erhielten Schuhe! Die ausrückende Schaar muß einen wenig imposanten Anblick gewährt haben: hier ein zerrissener Frack neben einer defecten Blouse, dort ein Surtout neben einer kecken Jacke, ein Hut neben einer Schlafmütze — aber die Leute waren frohen Muths und kampfbegierig, denn verlieren konnten sie nichts, wohl aber gewinnen und Beute machen. — Die Beduinen hielten in der Metid-

schah nicht Stand, erst vor Blida setzten sie sich zur Wehre, wurden aber vertrieben und die beinahe verlassene Stadt mit leichter Mühe genommen. Zwischen Blida und Medeah zeigten sich die Feinde, durch das coupirte Terrain und mehrere Berghöhen und Schluchten begünstigt, kühner und tödteten manchen Franzosen aus sicherm Hinterhalt; aber unaufgehalten drang die Expedition vor, die pariser Legion, welche nichts zu tragen und den kühnsten Muth hatte, voran. Auch Medeah ward genommen, die Feinde bis in die Gebirge getrieben und darauf die beiden eroberten Städte besetzt. Der größte Theil der zu der Expedition verwendeten Truppen kehrte nun nach Algier zurück, nicht so die pariser Legion, welche bestimmt war die Besatzung in Medeah zu bilden, die Umgegend durch anzulegende Lager und Blockhäuser zu schützen, die Communication mit Blida zu decken und dem Feind den größtmöglichsten Abbruch zu thun. Die Legion mußte wieder gehorchen und blieb. Die Feinde baten jedoch bald um Frieden, der ihnen gewährt wurde und sonach hatten die kampflustigen Pariser mit dem Feinde nichts zu schaffen, wohl aber Lager und Blockhäuser zu errichten, Wege anzulegen, bei Bauten in der Stadt zu helfen und andere Beschäftigungen mehr.

Mit den Bewohnern von Blida, Medeah und

der Umgegend hatte der Generalgouverneur in Algier, der Marschall Clauzel, nicht allein Friede, sondern sogar auch ein Bündniß geschlossen, dem zufolge die Besiegten sich mit den Franzosen verbanden, deren Oberherrschaft anerkannten und die Feinde derselben als die ihrigen zu betrachten und zu bekämpfen gelobten; sie nahmen sogar einen von den Franzosen eingesetzten Scheik und gleichfalls einen Kadi an, die wohl aus ihrer Mitte und mit ihrer Zustimmung gewählt, aber französischer Seits bestätigt wurden. Dagegen versprachen die Sieger den Besiegten ihren Schutz, vollkommene Handels- und Glaubensfreiheit, und versahen dieselben als Bundesgenossen gegen ihre übrigen Feinde in Algerien, besonders gegen die Kabylen und Hadschuten, mit Waffen, Gewehren und Munition. Bald jedoch sollten die Franzosen ihre Bereitwilligkeit, mit den fanatischen Eingebornen Bündnisse einzugehen und sogar dieselben mit Waffen und Schießbedarf zu versehn, bitter bereuen. Treubruch gegen Ungläubige halten die Beduinen nicht nur für erlaubt, sondern sogar für verdienstlich: die Marabuts, der von den Franzosen bestätigte Scheik und der Kadi forderten dazu auf. In der Verstellungskunst und in der Selbstbeherrschung haben es die Beduinen, wie alle arabischen und orientalischen Völker, sehr weit gebracht; die klugen,

pfiffigen Franzosen merkten, obwohl sie zahlreiche Spione unter den Beduinen in Algerien hielten und noch jetzt halten, nicht eher etwas von einem verderblichen Anschlage der vermeintlichen Bundesgenossen gegen ihr Leben, als bis es bereits zu spät war und sie als Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und gewissermaßen auch ihrer Fahrlässigkeit fielen.

In und um Medeah stand die pariser Legion, welcher nur noch eine unbedeutende Anzahl Cavalleristen und Artilleristen mit einigen Geschützen beigegeben war. Mochten nun auch die Pariser im offenen Kampfe tapfer und verwegen sein, so waren sie doch als Besatzungstruppen in Feindesland, zu Wacht- und Vorpostendienst und zu Recognoscirungen nicht sonderlich geeignet und überdem nicht an Subordination gewöhnt; da sie auch fast an Allem Mangel litten und immer mehr inne wurden, wie man sie getäuscht hatte, so dienten sie nur mit Unlust und versahen ihren Dienst nachlässig und schlecht. Die Beduinen merkten das wohl und bauten hauptsächlich darauf ihren Plan. Sie machten ihre Sieger erst ganz sicher, bezeigten sich gegen dieselben unterwürfig, unterstützten sie bei den vorhabenden Arbeiten und Bauten, begleiteten sie auf deren Recognoscirungen und promenades militaires, versahen sie mit Lebensmitteln und bewiesen

sich in jeder Hinsicht als Freunde und Bundesgenossen. Nachdem sie auf diese Art die Wachsamkeit und Vorsicht der Franzosen eingeschläfert und von denselben mit Waffen und Munition versehen waren, fielen sie eines Morgens, im Spätherbst 1831, über die sich sicher wähnenden Schläfer her und bevor dieselben von dem ersten panischen Schrecken sich erholt, sich bewaffnet und mühsam geordnet hatten, waren schon Tausende den scharfen Yatakans und Messern der rachedürstenden, grausamen Feinde erlegen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel in den Häusern und engen Gassen Medeah's; die Kanoniere, welche sich nicht so leicht wie die pariser Legion hatten überrumpeln lassen, feuerten mit Kartätschen in die dichten Massen der Freunde wie der Feinde; die Cavallerie suchte das Weite, stieß aber überall auf große Schaaren berittener Feinde, die Medeah auf allen Seiten umzingelten. Alle benachbarten Stämme, die wilden Kabylen und Hadschuten vornemlich, waren von ihren Stamm- und Glaubensgenossen zur Vertilgung der Fremdlinge aufgefordert und in so großer Anzahl erschienen, daß sie mit den Einwohnern vereint nicht allein die Franzosen in den Städten Blida und Medeah mit sicherm Erfolg überfallen, sondern auch alle Auswege, alle Pässe und selbst die Ebene be-

setzen konnten, um jedes Entrinnen zu vereiteln. Der Plan war schlau angelegt und gewissenhaft verheimlicht worden, deßhalb gelang auch die Ausführung in Medeah vollkommen, in Blida dagegen, wo der Ueberfall zu gleicher Zeit Statt hatte, nur theilweise, indem am letztern Orte neben einer Besatzung von der pariser Legion einige Bataillons alter gedienter Soldaten von französischen Regimentern standen.

Das Morden in Medeah soll gräßlich gewesen sein: an Schonung, an Pardon war nicht zu denken, schwer Verwundete, selbst Leichen wurden noch durchbohrt und verstümmelt. So wüthend der Angriff, so verzweifelt war die Gegenwehr: die kleinen Pariser kämpften wie Helden, eben so kaltblütig und muthig, wie sie vormals in den Straßen von Paris gekämpft hatten. An Schießen dachte bald keine Partei mehr, selbst das Bajonett war im Gedränge und Handgemenge nicht mehr anwendbar, die Franzosen griffen zu den Säbeln, die Beduinen zu Yatakan und Messer, die Erbitterten ergriffen sich sogar mit den Fäusten und zerfleischten sich mit den Zähnen. In dieser furchtbaren Verwirrung, in dieser trostlosen Lage, verloren zum Glück einige französische Offiziere den Kopf nicht gänzlich. Sichern Untergang vor Augen griffen sie zu verzweifelten

Maßregeln: mit Kartätschen ließen sie, wie bereits erwähnt, in die dichten Massen feuern, unbekümmert ob die verderbliche Ladung auch die Genossen vernichte; als sie auf diese Weise von dem in der Mitte der Stadt befindlichen freien Platze aus einige auf denselben mündende Straßen gesäubert und sich durch Heranziehung einiger hundert ihrer Cameraden verstärkt hatten, chargirten sie mit dem Bajonett die dichten Haufen der wüthenden Feinde und brachten dieselben, ohnerachtet aus vielen Häusern und von den Plattformen derselben Kugeln und Steine auf sie hagelten, zum Weichen, gewannen immer mehr Terrain und zogen immer mehr der Ihrigen an sich. Der einzige Rettungsweg bestand im Durchschlagen, in der Erreichung eines freien Terrains, denn in den engen Gassen der Stadt drohte ein gewisser Tod, indem jedes Haus den Feinden als Festung und als Versteck diente, aus dem sie auf die unbeschützten Franzosen feuern konnten. Durch den Muth und die Kaltblütigkeit der Truppen gelang dieser Plan der Anführer: ungefähr die Hälfte der in und um Medeah gelegenen Franzosen schlug sich durch und erreichte, gegen 2000 Mann, das Freie, wo die Schaar sich sammelte und fechtend den Rückzug antrat. Die Unglücklichen, von denen viele verwundet waren, und

deßhalb zurückbleiben mußten und einem unerbittlichen Feinde in die Hände fielen, hofften von Blida her Unterstützung zu erhalten, denn sie wußten noch nicht, daß auch diese Stadt überfallen, und obwohl die dort garnisonirenden Truppen die Feinde zurückgeschlagen hatten, so doch von denselben umzingelt waren und ihren bedrängten Genossen nicht zu Hülfe eilen konnten. Medeah und Blida sind nur 2—3 Stunden von einander entfernt, daher hatten die Truppen in Blida das lang anhaltende Feuern in Medeah hören müssen, konnten auch durch die Cavallerie, deren Abwesenheit die Colonne vor Medeah schmerzlich empfand, deren Schicksal, noch trauriger als das ihrige, —da nicht ein Cavallerist ten schnellen Feinden entkommen war, — sie jedoch noch nicht wußte, von dem Geschick ihrer Cameraden benachrichtigt sein. Aber es erschien keine Hülfe, dagegen vermehrten sich zusehends die Schaaren der Feinde, welche die im geschlossenen Carré sich zurückziehenden Franzosen umschwärmten und aus der Ferne beschossen. So lange das Terrain eben und geräumig, ging der Rückzug ohne Unordnung und ohne beträchtlichen Verlust von statten, aber bald näherte man sich einer Hügelreihe, mußte Thäler und Schluchten und Hohlwege passiren, auf schmalen Wegen vordringen, durch Gebüsch sich durch-

schlagen, überall von einem verwegenen Feinde umgeben, der durch die bis dahin errungenen Vortheile ermuthigt worden. Wie wüthend noch auf diesem unglücklichen Rückzuge gekämpft und gemordet worden, übersteigt jede Beschreibung: die Beduinen warfen scharfe Haken, an denen lange Stricke befestigt waren, nach den unglücklichen Schlachtopfern und rissen sie auf diese canibalische Weise aus Reihe und Glied, um die Verblutenden nachher unter ausgesuchten Martern zu morden. Auf den schmalen, oft an Abgründen vorbeiführenden Wegen, rang Mann gegen Mann: der Unterliegende ward in den Abgrund geschleudert, oder beide Ringende stürzten hinunter. Auf allen Seiten lauerte der Tod: vorn war der Weg versperrt, hinten drängten blutgierige Feinde nach, auf beiden Seiten lagen deren im Hinterhalt oder kämpften mit den französischen Truppen, die verzweifelnd und todtmüde nicht mehr den Führern gehorchten und in Unordnung und wilder Flucht die Ebene zu erreichen strebten.

Endlich näherte sich der Rest der Colonne dem rettenden Blida: da drangen von Neuem neue Feinde auf sie ein. Die Garnison von Blida beeilte sich jedoch zum Schutze der nahenden Gefährten einen wirksamen Ausfall zu thun und sich mit denselben zu vereinigen. Das Wagstück gelang und

rettete die von der Besatzung Medeah's übriggebliebene Mannschaft, ungefähr tausend Krieger, die drei Viertel der Ihrigen schmählich verloren und acht Stunden lang gegen die Uebermacht eines fürchterlichen Feindes ruhmvoll gekämpft hatte. Aber auch in Blida hielt man sich nicht länger sicher, da alle Stämme der Umgegend sich vereinigt hatten und den Angriff auf Blida erneuern zu wollen schienen. Der commandirende General entschloß sich daher zur Räumung Blida's, welches er gegen Abend mit den vereinigten Corps verließ und unter dem Schutze der Nacht und wohlgetroffenen Dispositionen glücklich den Rückzug bis an den Aratsch, eine Entfernung von 6—7 Stunden, bewerkstelligte. Ueber 3000 tapfere Krieger waren bei dem nächtlichen Ueberfalle und in den nachfolgenden Kämpfen geblieben, fast durchaus Soldaten der pariser Legion, welche durch diesen Unfall bis auf die Hälfte geschmolzen war.

So groß das Verlangen nach Rache und die allgemeine Betrübniß über das traurige Loos der Hingeschlachteten war, hielt man es in Algier doch nicht an der Zeit, alsbald die treubrüchigen, verrätherischen Feinde zu züchtigen. Einmal war die Jahreszeit zu einer Expedition in die Metidschah, welche durch die bereits häufigen Regengüsse in einen

großen Sumpf verwandelt war, nicht günstig, dann mangelte es auch an Truppen, die im verflossenen Sommer und Anfang des Herbstes von den Climakrankheiten viel zu leiden gehabt und deren Reihen sehr gelichtet waren, und endlich brachte der Wechsel im Gouvernement, indem Clauzel abberufen und durch Savary, den Herzog von Rovigo, ersetzt wurde, wie in fast allen Verhältnissen der neuen Colonie eine Veränderung, so in den bereits entworfenen Plänen und begonnenen Geschäften eine Stockung oder Umgestaltung hervor. Jeder Gouverneur regierte nach seiner Art und Weise, jeder befolgte ein anderes System der Colonisation, der Administration und des Kriegführens. Erst ein Jahr später, im Herbst 1832, unternahmen auf Rovigo's Befehl die Generäle Trézel und Bro eine ernsthafte Expedition gegen die aufrührerischen Bewohner von Blida und Medeah und die räuberischen Stämme der Umgegend, eine Expedition, die mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt wurde, in Folge deren Blida eingenommen, aber nicht besetzt gehalten wurde, die Einwohner aber sich von Neuem unterwarfen, fortan Tribut entrichten, Geschenke sandten und den aufrührerischen Scheik Mesaud und den eben so treubrüchigen Kadi El-Aribi, die beide von den Franzosen

eingesetzt waren und nichts destoweniger den Aufstand und Ueberfall im Jahre zuvor vorbereitet und geleitet hatten, auslieferten. Die beiden Verräther wurden, nachdem ihnen der Prozeß in aller Form Rechtens gemacht worden, im Frühjahr 1833 hingerichtet. —

Die dem Blutbade in Medeah und auf dem nachfolgenden Rückzuge entronnenen Soldaten der pariser Legion kamen in dem trostlosesten Zustande in Algier an. Beinahe die Hälfte von ihnen war auf die schändlichste und grausamste Art umgekommen, die andere theils mit Wunden bedeckt, theils durch die langen Anstrengungen und Entbehrungen entkräftet und fast nur noch mit Lumpen bedeckt. Man lobte wohl ihr Betragen und bedauerte ihr Unglück, that aber in Wahrheit für die Unglücklichen nichts, zwang sie sogar ferner noch im Dienste zu bleiben, indem es damals in Algerien an Truppen mangelte und die Beduinen nach ihrem gelungenen Anschlage auf Medeah, Blidà und die Metidschah um so kühner geworden waren. Doch man that etwas für die pariser Legion: man theilte unter die Halbnackenden einige neue und nochmehr alte Kleidungsstücke und Uniformen aus und berichtete das heldenmüthige Betragen derselben dem Kriegsministerium. Die Antwort aus Paris lautete allerdings

sehr ehrenvoll, war aber für die Belobten keineswegs gewinnbringend und mit den frühern Versprechungen übereinstimmend. Es hieß in derselben: „da die Soldaten der pariser Legion soviel Muth und Tapferkeit bewiesen haben, sind sie würdig auch fernerhin an der Seite der französischen Truppen zu fechten und soll demnach die Legion zu einem Regimente, zu dem 67sten Linienregimente, erhoben werden.“ Zugleich wurden die Instrumente für die Regimentsmusik, eine prachtvolle Fahne und neue Uniformen und andere Kleidungsstücke mitgeschickt. Zwar sollte es Jedem freigestellt bleiben in das neue Regiment zu treten und sich dadurch auf sieben Jahre zum Militairdienste zu verpflichten, oder aber auszutreten, im letztern Falle verlautete aber von Unterstützung, von Austheilung an Ländereien und Schenkung von Häusern, von Lebensmitteln, Vorschüssen u. s. w. kein Wort; von Allem entblößt, ohne Kleidung, ohne Obdach, ohne Handwerkszeug und ohne gewisse Arbeit mochte aber Niemand sein gut Glück als Colonist oder Arbeiter in Algier versuchen. Es blieben daher fast Alle, indem man nicht versäumt hatte sie mit Versprechungen auf bessere Zeiten zu fesseln und sie durch Aussicht auf Ehre und Ruhm zu gewinnen, und mit

den Worten honneur und gloire kann man bei den Franzosen viel erreichen.

So entstand das 67ste Regiment — ein warnendes Beispiel, daß man den Versprechungen der Regierungen nicht immer trauen soll!

IX.

Der französische Soldat
und
Fidèle der Invalide.

Ich komme wieder auf das 67ste Regiment zurück, dessen Entstehung und anfängliche Schicksale im vorhergehenden Abschnitt besprochen sind. Seit dem Beginne des Jahres 1832 galt die vormalige pariser Legion als französisches Linienregiment und wurde als solches mehr der Berücksichtigung werth und um vieles besser gehalten, als früher, da man nicht wußte, was man eigentlich mit den pariser Gamins machen, ob man sie als Soldaten oder als Colonisten, als Abenteurer oder als Freiheitshelden behandeln sollte. Nachdem sie aber zu französischen Soldaten gestempelt waren und ein französisches Regiment bildeten, war zugleich ihr künftiges Loos und die Art und Weise, wie sie fort-

an behandelt und betrachtet werden mußten, entschieden. Mit der französischen Uniform, die sie anstatt ihrer abenteuerlichen, oft indecenten, oft burlesken Phantasiecostüms erhielten, stiegen sie sowohl in der Achtung ihrer Cameraden und des algierischen Publikums, als auch in der eignen: sie fühlten sich in kriegerischem Schmuck als Krieger, sahen sich nicht mehr Verspottungen und dem Lächeln der Zuschauer bei ihrer Erscheinung ausgesetzt, denn überall, auf den Boulevards in Paris, wie in den Wüsten Afrika's. macht der Rock gewissermaßen den Mann, dies sowohl in Bezug auf die Menge, wie auf den Mann selbst, der sich in auffallender oder mesquiner Tracht nie recht behaglich fühlen wird und wäre er der größte Philosoph oder von seinen andern Vorzügen vollkommen überzeugt. — Die Fürsorge für das neue Regiment erstreckte sich aber nicht bloß auf Kleidung und Obdach und Nahrung, so gut die letztern in Algier zu verschaffen waren, sondern auch auf Aeußerlichkeiten, die dem Franzosen häufig theurer sind, als das Nothwendige. Das Regiment erhielt eine Fahne, eine Regimentsmusik, tüchtige Offiziere und ward wegen seines bewiesenen Muthes öffentlich und wiederholt belobt. Die äußerliche Anerkennung der Ehre ist, zumal bei wenig gebildeten Menschen, das Lebenselement

der innern, der wahren Ehre: mit jener äußerlichen Anerkennung entstand in dem neuen Regimente das Streben sich derselben mehr und mehr würdig zu beweisen, Zucht und Sitte und Subordination nahmen zu, die schlechten, unverbesserlichen Subjecte wurden entfernt, der Dienst geübt, das Exercitium vervollkommnet, für den Krieg in Algerien zweckmäßige Manoeuvres eingeübt und bald konnte das 67ste Regiment, obwohl aus Recruten und größtentheils aus ganz jungen Bürschchen bestehend, zu den vorzüglichern Regimentern des französischen Heeres gerechnet werden.

Der Franzose ist ein geborner Soldat, dieß muß selbst der ärgste Feind der französischen Nation zugestehn, wenn er nur einige Kenntniß von dem französischen Character, von dem Geiste des französischen Heers, von der Ruhmbegierde und dem point d'honneur desselben hat. Der Einwurf, daß andere Mächte besser gerüstete, besser exercirte, mehr an Subordination und Unterwürfigkeit gewöhnte Heere, besonders eine bessere Cavallerie besitzen, wären eines theils durch die Waffenthaten der französischen Armee in ältern wie besonders in neuern Zeiten zu entkräften, anderntheils kommt es aber bei dem Soldaten weniger auf das Aeußere, als auf den Geist an, der sie beseelt; ob sie auf dem Exercierplatze und

bei Manöuvres trefflich exerciren und manöuvriren ist nicht die Hauptsache, sondern ob sie einem Feinde gegenüber hinlänglichen Muth und Kaltblütigkeit besitzen, um das auf dem Exerzierplatze Eingeübte practisch zu üben. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dieses oder jenes Heer einer andern europäischen Macht in gewissen Beziehungen, zumal bei Paraden und Manöuvres, Vorzüge vor dem französischen hat: größere Leute, schönere Pferde, theilweise geschmackvollere Uniformen, mehr Aplomb in den Exercitien und Manöuvres, mehr Unterwürfigkeit der Niedern gegen die Höhern — aber alle diese Vorzüge wiegt der point d'honneur, die Ruhmbegierde, die Vaterlandsliebe, der cameradschaftliche Geist, der heitere Sinn und die Mäßigkeit der französischen Soldaten auf. Große Leute tragen heut zu Tage zu den Entscheidungen der Schlachten nichts mehr bei, große Leute sind gewöhnlich ungeschickter und weniger zur Ertragung von Strapatzen geeignet, als ein kräftiger Mittelschlag, und Thiers sagte in dieser Beziehung von den Franzosen bei Gelegenheit des Gesetzesvorschlags, das künftighin auch Leute von fünf Fuß unter das Heer genommen werden sollten: les petits Français sont pas grands, mais ils sont bons! Schöne und noch mehr brave Pferde sind zwar das Haupterforderniß zu einer

guten Cavallerie, die trefflichsten Pferde verleihen jedoch den Reitern noch nicht Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit. Die Uniformen anlangend, ziehe ich die zweckmäßigen und bequemen den glänzendsten und geschmackvollsten, die jenes nicht sind, um vieles vor, wie ich auch das schulgerechte Exercitium und die eingeübten Manöuvres so hoch nicht schätzen kann, da sie wohl für Paraden und in Friedenszeiten den hohen und höchsten Herrschaften viel Vergnügen und den armen Soldaten viel Plage bereiten, wenn es aber dereinst gilt, wenig Nutzen gewähren mögen. Subordination ist allerdings bei jedem Heere eine nothwenige Bedingung, wo dieselbe aber in knechtische Unterwürfigkeit und Furcht übergeht, gewiß verwerflich, denn der Krieger soll kein Sclav sein, nicht bloß als Maschine, sondern als Mensch betrachtet werden.

Man muß in der That unter dem französischen Militär gedient, mit dem französischen Soldaten gelebt, mit ihm gekämpft und gedarbt, wie mit ihm gejubelt, getrunken und gesungen haben, um ihn ganz kennen, achten und lieb gewinnen zu lernen. Man findet unter ihnen alte graubärtige und junge leichtsinnige Burschen, jene weihen diese in die Mysterien des Soldatenlebens ein und gehen ihnen mit gutem Beispiele voran, ebensowohl im

Dienste und auf dem Kampfplatze, als auch bei der Flasche und in cameradschaftlicher Geselligkeit und Fröhlichkeit, denn ein mürrischer französischer Krieger ist kaum denkbar, hinter einer anscheinend finstern Außenseite und einem grauen Barte steckt gewöhnlich der fidelste Camerad. Das beste, anständigste Benehmen herrscht unter den gemeinen französischen Kriegern, die von ihren Vorgesetzten freundlich und ehrenvoll und als Cameraden behandelt werden und in Folge dieser Behandlung und der allgemeinen Achtung, die ihnen zu Theil wird, sich selbst achten und der Achtung Anderer sich würdig bezeigen wollen. Unter den gemeinen französischen Kriegern herrscht mehr point d'honneur, als unter manchem Offiziercorps einer andern Armee; niedrige Schmähungen und entehrende Ausdrücke dürfen weder Höhere gegen sie, noch sie unter einander sich erlauben und Thätlichkeiten sind in jeder Hinsicht strenge verpönt. Wenn ein Offizier, gleichviel wes Grades, sich deren gegen einen Soldaten erlauben sollte, so ist diesem, wenn nicht ausdrücklich durch das Gesetz, so doch stillschweigend durch ein Gewohnheitsrecht gestattet gegen den, welcher ihn mißhandelt, sich seiner Waffe zu bedienen, sei es des Bajonetts, des Säbels oder einer Feuerwaffe, aber nur eines Hiebes, Stoßes oder Schußes unmittelbar

nach der empfangenen Insulte, ein zweiter Hieb, Stoß oder Schuß könnte ihn auf die Galeeren oder zum Tode führen. Jener eine Ausbruch des tief gekränkten Ehrgefühls wird durch die vivacité entschuldigt, eine Wiederholung dagegen deßhalb nach der Strenge der Gesetze bestraft, weil der Gekränkte durch eine Erwiderung des erduldeten Schimpfes Genugthuung erlangt haben und wieder zur Besinnung gekommen sein soll. — Gerathen Soldaten unter sich in Streit und schreiten zu Thätlichkeiten, so wird derjenige, welcher seinen Cameraden geschlagen hat, strenge, oft mit mehrern Monaten Gefängniß bestraft, wenn nämlich die Gegner die Sache nicht unter sich auf eine ehrenvolle Art abgemacht, sondern vor ihre Vorgesetzten gebracht haben. In diesem Falle trifft sie auch noch die Verachtung ihrer Cameraden, die womöglich alle vorkommenden Vergehungen, die nicht allzustrafbar, unter sich abmachen, durch Verweise, durch Ausstoßung und Verachtung, oder durch eine nur in sehr schlimmen Fällen verhängte Strafe, durch den Sabbath. Wenn ein Soldat sich eines gemeinen Vergehens gegen seine Cameraden schuldig gemacht, so halten dieselben Standrecht und ist das Vergehen ermittelt und so strafbar, daß die höchste Strafe, der Sabbath, verhängt wird, so bittet ein alter Soldat die Offi-

ziere und Unteroffiziere zu einer gewissen Zeit die Caserne zu verlassen, wo alsdann der Delinquent auf eine Bank gelegt wird und von jedem Soldaten der Compagnie mit dem beschlagen Hacken eines neuen Schuhes einen herzhaften Schlag auf das Gesäß erhält. Ein Soldat, der den Sabbath bekommen, kann weder Grenadier noch Voltigeur sein. Dies die Strafe für gemeine Vergehungen gegen Cameraden, Persönlichkeiten werden dagegen durch das Duell gesühnt, welches zwar nicht erlaubt, aber auch nicht direct verboten ist. Wenn ein Soldat einem Cameraden eine Ohrfeige gibt und die Beleidigung ungesühnt bleibt und zu den Ohren der Vorgesetzten kommt, kann der Beleidiger bis drei Monate strengen Arrest erhalten, schlagen sich dagegen die Gegner in ehrenvollem Zweikampf, zu dem jedenfalls Secundanten und Zeugen gezogen werden müssen, und bleibt der Eine oder Andere im Zweikampfe, so hat der Ueberlebende, vorausgesetzt daß Alles auf offene, ehrliche Weise zugegangen, gar keine Strafe zu fürchten; um ihn vor neuen Herausforderungen von Seiten der Freunde des Gebliebenen zu schützen, wird er höchstens einige Tage in die Caserne consignirt. Durch diese Nachsicht will man den point d'honneur unter dem Militair aufrecht erhalten und befördern; der Soldat soll Muth haben und ihn be-

weisen können; wer sich selbst und seine Ehre nicht schützen und vertheidigen kann, kann auch nicht muthig dem Feinde gegenüberstehn und die Ehre des Vaterlandes vertheidigen.

Alle Militairgesetze und auf das Militair bezügliche Verordnungen, wie auch alle Vorrechte des Militairstandes gehn in Frankreich darauf hinaus, dem Soldaten Achtung zu verschaffen und sein Ehrgefühl zu erhöhen. Deßhalb keine entehrende Strafen, kein Gamaschendienst, keine zu rigoröse Disciplin und sclavische Unterwürfigkeit der Niedern gegen Höhere. Nicht mit Stockschlägen und Schimpfwörtern werden die Krieger für Ehre, Ruhm und Tapferkeit empfänglich gemacht, sondern durch ehrenvolle Behandlung, durch Achtung und gutes Beispiel, welches Offiziere und ältere Soldaten geben. Man erinnere sich der Napoleonischen alten Garde: wie diese der ganzen Armee als Muster diente, so jetzt die vieux troupiers den jüngern Soldaten. Und warlich, der Geist jener alten Heldenschaar ist in der französischen Armee nicht erstorben, Ehre und Ruhm und Vaterland begeistert die jüngere Generation, wie sie die ältere begeisterte, die sich für jene höchsten Güter muthig in Gefahr und Tod stürzte.

So vortrefflich der kriegerische Geist unter dem heutigen französischen Militair, — wofür Algerien

die bündigsten Beweise geliefert hat und täglich liefert — eben so vortrefflich ist auch der cameradschaftliche, und wie dasselbe hinsichtlich seines Muthes, seiner Aufopferungsfähigkeit und seiner Ausdauer in den schwierigsten Lagen und bei Mangel an dem Nothwendigsten unvergleichlich ist, eben so unvergleichlich ist seine sich stets gleichbleibende Heiterkeit, sein froher Sinn und seine Lebhaftigkeit. Man möge dem französischen Militair wie dem ganzen französischen Volke immerhin Leichtsinn vorwerfen, obwohl wir häufig Gelegenheit hatten und noch haben jenes wie dieses von einer sehr ernsten Seite kennen zu lernen — mir scheint jener Leichtsinn oder vielmehr leichte Sinn viel vorzüglicher als schwerfällige Bedächtigkeit, Mißmüthigkeit, und Mangel an Energie. Der französische Soldat geht muthig und freudig dem Tode entgegen, daher erfaßt er auch freudig die Gegenwart und lebt ihr ganz, ohne ängstlich an die Zukunft zu denken.

Man muß, wie schon erwähnt, den französischen Soldaten nicht in Garnison und bei Paraden, sondern man muß ihn im Felde, in Feindes Land, im Kampfe, in Noth und in Gefahren kennen lernen. Der stete Kieg in Algerien bot dazu tägliche Gelegenheit und ließ mir den Character des französischen Militairs in stets hellerem Lichte erscheinen.

So unermüdlich und unverdrossen bei Ertragung der größten Mühseligkeiten, so muthig im Gefechte, so furchtlos in drohender Gefahr, eben so gutmüthig, so theilnehmend und mittheilend, so heiterer Laune, voll Lebenslust und übersprudelndem Humor zeigten sich die französischen Krieger, unter und mit denen ich fast zwei Jahre lang lebte und sonach ihre Licht- wie ihre Schattenseiten genugsam kennen lernen konnte. Wenn ein deutscher Soldat von der Fremdenlegion hungerte oder dürstete, so wandte er sich nicht an Cameraden seines Corps, sondern an französische Krieger, die eben so willig ihre Habe und ihr Brod mit dem Bedürftigen theilten, wie ihr Leben für dem Cameraden einsetzten. Diese Theilnahme und Generosität erstreckte sich auf Freund und Feind, denn sobald der Feind besiegt oder verwundet oder in Noth, war er nicht mehr Feind. Nach der Einnahme von Mascara trugen französische Soldaten Weiber und Kinder der Mauren und Culuglis, deren Männer es mit den Franzosen gehalten und deshalb den Haß Abdl-Kadr's auf sich geladen hatten, auf dem Rücken, französische Reiter setzten Weiber, Kinder und Verwundete auf ihre Pferde, führten dieselben und hielten die darauf Sitzenden, und als Mascara später wieder verlassen wurde, führten auf dieselbe Weise die großmüthigen französischen Soldaten die

schon einmal Geretteten und noch Viele der maurischen Bevölkerung aus Mascara nach Oran und andern sichern Plätzen, obwohl der Weg weit und über die Maßen beschwerlich war.

Wie der französische Krieger im Kampfe unerschrocken und muthig und bei Ertragung von Mühsal und Entbehrungen ausdauernd und unverdrossen, — man erinnere sich der beiden Züge nach Constantine, denen man viele andern Expeditionen und selbst promenades militaires in Algerien anreihen könnte, — so heiter und ausgelassen ist er im Lager, im Cantonnement und in ruhigen Standquartieren, die ihm in Algerien freilich nicht oft zu Theil werden. Nach überstandener Mühsal, nach endlichem Siege, wodurch eine kurze Rast und Erholung möglich geworden, erfreuet sich der Mensch der geringfügigsten Dinge, die ihm einigen Genuß gewähren, mehr, als der rauschendsten Vergnügungen, der größten Uepigkeit in einem durch nichts aufgeregten, sich stets gleichbleibenden Leben. Wenn nach langwierigen Strapatzen und den größten Entbehrungen uns einige Zeit lang Ruhe gegönt wurde, wenn wir Cantonnements in der Nähe der Stadt Algier beziehen durften, endlich wieder eine andere Decke als das Himmelszelt über uns sahen, bei Nachtzeit uns entkleiden durften, ein Lager uns bereiten, bessere Speisen

uns verschaffen, in Ruhe eine Pfeife rauchen und plaudern, oder in fröhlicher Gesellschaft ein Fläschchen leeren konnten — so gewähren mir diese Stunden noch in der Erinnerung mehr Genuß, als die rauschendsten, glänzendsten Vergnügungen, an denen ich je Theil nahm: zu jener Zeit selbst aber schienen sie mir ein Vorgeschmack paradiesischer Freuden zu sein. Ich werde nie das unaussprechliche Behagen, die wahrhaft kindische Freude vergessen, die ich fühlte, als ich nach fünfzehn Monaten zum ersten Male wieder in einem Bette schlief.

Wenn das Glück es wollte, daß die Truppenabtheilung, unter welcher ich stand, mit französischen Truppen dasselbe Lager oder Cantonnement theilte, oder wenigstens in der Nähe derselben stand, so genossen meine nähern Bekannten und ich die kurze Friedens= und Erholungszeit doppelt. Wollten wir recht vergnügt sein, so begaben wir uns zu Franzosen und ließen die mürrischen, stets klagenden, über Hunger und Durst, schlechte Kost und schlechtes Obdach raisonnirenden Deutschen, die geizigen, selbstsüchtigen Schweizer, die feigen, heimtückischen Italiener, die verschlossenen und sich absondernden Polen — aus diesen und noch mehrern Nationen war die bunte Fremdenlegion nämlich zusammengesetzt — gewähren und mischten uns unter Franzosen,

denen ein Jeder in französischer Uniform Camerad und jeder lustige Bruder, gleichviel in welcher Tracht und von welcher Nation, willkommen war. Der unverwüstliche Frohsinn, die bewunderungswürdige Erfindungsgabe, der stets fertige Witz, die wilde Lust, die diesen Leutchen zu jeder Zeit und besonders während der seltenen Rast- und Ruhetage oder nach gethanem Tagewerk innewohnten, erregte stets unsere Bewunderung. Selbst kranke Franzosen waren noch lustig und witzig, ich erinnere mich nicht je Einen derselben klagen und jammern gehört zu haben; scherzen und spotten, wohl auch sich beschweren und fluchen konnten sie wohl, aber nicht klagen und jammern, wie die Unsrigen. Der lustigen Scenen, der muntern Spiele, Gesänge und Tänze, der fröhlichen Gelage, die ich mit Franzosen erlebt, oder von ihnen veranstaltet gesehn habe, schweben mir noch zur Stunde viele vor und ich befürchte nicht die Leser gerade zu langweilen, wenn ich einige Erinnerungen aus jener Zeit ihnen mittheile.

Das allerfröhlichste und harmloseste Völkchen bildete das 67ste Regiment, die vormalige pariser Legion, welche großentheils aus Parisern, aus Gamins der Hauptstadt bestand und nachmals aus dem Departement der Seine recrutirt ward. Wurde dies Regiment auch von andern an Kriegserfah-

rung, durch eine ruhmvolle Vergangenheit, durch eine größere Zahl alter, gedienter Soldaten und im Dienste erfahrenerer Offiziere übertroffen, so übertraf es wieder seinerseits alle übrigen an Fröhlichkeit, durch die größere Bildung und Gewandheit, die selbst dem letzten Soldaten in Folge der frühern Lebensverhältnisse und des längern Aufenthalts in Paris, oder später durch den Umgang mit den Cameraden zu Theil geworden, und durch ächt cameradschaftlichen Geist, und wurde zuverlässig an Ruhmbegierde, Vaterlandsliebe und Bravour von keinem übertroffen. Die meisten Soldaten dieses Regiments hatten früher ein Handwerk oder eine Kunst betrieben und, wie alle Franzosen industriell und speculativ sind und gern verdienen um gut leben zu können, so setzten Viele aus dem 67sten Regiment in dienstfreien Stunden ihr erlerntes Handwerk fort und verjubelten den Verdienst mit ihren Cameraden. Der Eine schneiderte, der Andere schusterte, Dieser poussirte in Wachs, Jener portraitirte, ein Anderer fabricirte Würste, wieder ein Anderer operirte Hühneraugen, ein Apotheker sammelte Droguen, ein Fechtmeister gab Fecht-, ein Tanzlehrer Tanz-, ein Sänger Gesang-, ein Schreiber Schreib-, ein Musikus Musikunterricht; wenn sich hierzu keine Gelegenheit darbot, wurde ein anderer Erwerbszweig

hervorgesucht, ein kleiner Handel angelegt, oder die Gärten und Felder der Mauren und Beduinen heimgesucht, oder auf irgend eine Weise etwas lucrirt, wenn auch nicht immer auf löblichem Wege. Die Siebenundsechsziger hatten immer Geld, waren dabei gastfrei und stets aufgeweckt und heiter.

Als sie einstmals ein großes Lager am Fluß Aratsch bezogen hatten und der Verkehr mit Algier fast gänzlich abgebrochen war, stellten sie theils des Vergnügens, theils des Gewinnstes halber große Jagden an, aber nicht mit Pulver und Blei, sondern mit Schlingen, vermittelst Gruben, mit Knitteln und den Händen. Sie fingen Affen, denen sehr schwer beizukommen war, Schildkröten, die leichter zu haschen waren, große Stachelschweine (portes de piques) die als Leckerbissen theuer bezahlt wurden, Schakals, welche sie zähmen wollten; sie führten auch aus der Ebene, oft aus weiter Ferne, Rindvieh, Schaafe und Esel herbei, welche sie gekauft oder gefangen haben wollten, in Wahrheit aber mit großer Keckheit und Schlauheit den Beduinen gestohlen hatten. Entweder unternahmen sie dergleichen Raubzüge gegen feindlich gesinnte Stämme, oder sie wußten sich gegen Entdeckung sicher zu stellen und den Raub durch Helfershelfer nach Algier zu schaffen. Jede Compagnie führte

eine wahre Menagerie mit; abgesehn von den Marketenderinnen und deren zahlreichem Nachwuchs, wie auch von den enfants de troupe, Soldatenkinder, die in die Uniform des Regimentes gekleidet werden und außer der Kleidung halbe Rationen beziehn und dem Regimente überall folgen — führte das 67ste Regiment eine Menge Esel, Kühe, Schaafe, Affen, Schakals, Hunde, Schildkröten, Schlangen, Hühner und gewiß noch andere Thierarten mit sich, welche es theils des Nutzens oder der Bequemlichkeit, theils des Vergnügens oder des Verkaufs halber hielt. Die Offiziere waren entweder nachsichtig, oder die Pariser wußten Alles so pfiffig anzustellen oder sich so schlau durchzuwinden, daß man ihnen nichts anhaben und ihnen nicht zürnen konnte.

Stand das Regiment nicht direct vor dem Feinde, oder war mit diesem ein temporärer Friede geschlossen, so glich das Standquartier desselben einem Jahrmarkte, wo es weder an Käufern und Verkäufern, noch an Zechgelagen, an Musik, Gesang und Tanz fehlte. Offiziere mischten sich unter die Soldaten, die in Frankreich nicht so strenge von einander geschieden sind wie in andern Staaten, Repräsentanten von andern Regimentern unter das 67ste, Bürger strömten aus Algier herbei, Juden liefen in geschäftigem Treiben umher, selbst ernste Mau-

ren und Beduinen stellten sich ein, sei es um Waaren feil zu bieten oder deren zu kaufen, oder um das fröhliche Treiben französischer Krieger anzusehn. Da wurden Schauspiele aufgeführt, kriegerische Evolutionen ausgeführt oder parodirt, da wurde gesungen und getanzt, getrunken und geschäkert — selbst in Algerien konnten französische Soldaten des Lebens sich freuen und ausgelassen lustig sein, obwohl die nächste Stunde ihnen einen schmählichen Tod durch Feindeshand, oder das grassirende Fieber einen langsamen und qualvollen in einem algierischen Hospitale bereiten konnte!

Es möge mir erlaubt sein einige Scenen und witzige Einfälle, die mir aus der Zeit meines Aufenthalts in Algerien und des Verkehrs mit französischen Soldaten, namentlich mit denen des 67sten Regiments, erinnerlich sind, mitzutheilen. — Ich befand mich mit einigen Bekannten bei einem Offizier jenes Regiments, welches kürzlich von den äußersten Linien zurückgezogen war und mit einem Theile der Fremdenlegion verfallene Landhäuser, das weitläufige Palais und die Gärten des Mustapha Pascha und hölzerne Baracken innerhalb jener Gärten und auf der an dieselben stoßenden Pläne bewohnte. Es war im Juli, die Hitze fast unerträglich und in Folge derselben und der übermäßigen

Anstrengungen ein großer Theil der Occupations=armee, vornemlich Soldaten der Fremdenlegion und des 67sten Regiments, die am wenigsten geschont nnd berücksichtigt wurden, erkrankt. Die Sieben=undsechsziger waren, so tapfer sie fochten und so willig sie, wenn es sein mußte, Beschwerden er=trugen, bequem, träge und nachläßig im Dienst. Während unseres Besuchs bei jenem Offizier ihres Regimentes ward die Wachmannschaft commandirt. Ganz entrüstet kam ein Sergeant zum Offizier und beschwerte sich bitter über seine Untergebenen, von denen die Hälfte Schwierigkeiten mache die Wache, welche allerdings sehr langweilig und beschwerlich war und acht und vierzig Stunden währte, zu be=ziehn. Der Offizier begab sich zu den Widerspen=stigen und forderte uns zur Begleitung auf, indem er im Voraus unsere Neugierde, die etwaigen Ent=schuldigungsgründe anzuhören, erregte. Wir tra=ten in die Baracke, die, obwohl für Krieger in Algerien ein Feenpalast, erbärmlicher war als ein Viehstall in Deuschland. Ungefähr die Hälfte der commandirten Wachmannschaft war zum Abmarsch bereit, die andere dagegen theils auf den mesquinen Feldbetten, die aus einem Strohsack und einer wol=lenen Decke bestanden, gelagert, theils im tiefsten Negligee d. h. nur mit dem Hemde bekleidet, die

gewöhnliche Tracht während der Mittagsstunden in der heißen Jahreszeit. Nun hätte man die Entschuldigungsgründe dieser Leutchen hören sollen, wie höflich und geschickt sie ihre Widerspenstigkeit beschönigten, wie sie zu beweisen suchten, daß es ihnen unmöglich, die Wache zu beziehn, wie sie bereitwillig wären ihr Leben und ihre Gesundheit dem Dienste des Vaterlands und den Befehlen ihres geliebten Lieutenants und Sergeanten zum Opfer zu bringen, aber die Wache zu beziehn, wäre unmöglich. Der Eine war zu matt, der Andere erst kurze Zeit aus dem Hospitale entlassen, der Dritte wollte sich andern Tags hineinbegeben; Dieser war erst gestern von der Wache abgelös't, Jener hatte seit vierundzwanzig Stunden noch nichts genossen, ein Anderer war zu einem andern Dienste commandirt, noch ein Anderer war oder stellte sich betrunken: Keiner brachte dieselbe Entschuldigung vor. Am Ende der Baracke lag in einem Winkel ein Soldat, der jämmerlich ächzte und stöhnte, auch dieser war auf Wache commandirt und hatte Krankheit vorgeschützt. Er behauptete, nach der Visite des Arztes, welche alle Morgen Statt fand, das Fieber bekommen zu haben und berief sich auf das Zeugniß seiner Cameraden, die gesehn haben müßten, wie sehr er vom Froste geschüttelt worden. Niemand wollte je-

doch die Leiden des Fieberkranken wahrgenommen haben, da führte er zur Bewahrheitung seiner Angabe die beiden Fensterscheiben in dem mesquinen, ihm gegenüber liegenden Fenster an, die, wie er hoch und theuer beschwor, während seines Fieberanfalls dick gefroren gewesen wären. Es war, wie bemerkt, im Juli und die Hitze mindestens 35 Grad. Der Kranke erreichte seinen Zweck und ward in Betracht der unglaublichen Heftigkeit seines kalten Fiebers von der Wache dispensirt. — Der Offizier, der wie Alle über den närrischen Kauz lachen mußte, erzählte uns von demselben, den er als einen carottier und vieux pratique schilderte, einen andern Fall, in welchem die Erfindungsgabe und Unverschämtheit dieses Biedermannes noch mehr hervortrat. Der commandirende General hatte eine große Musterung und Heerschau über die einzelnen Truppentheile in Algerien anberaumt, die hauptsächlich zum Zweck haben sollte, sich über die Uniformirung und Bekleidung der Truppen, die häufig daran Mangel litten und sich deßhalb beschwerten, zu vergewissern. Bei diesen Revüen durfte Niemand fehlen, Jeder mußte mit Sack und Pack und Allem, was sein war, erscheinen, selbst die Wachmannschaft war nicht ausgenommen und wurde an dem Tage der Revüe durch Mannschaft aus einem

andern Regimente ersetzt. Am Morgen der Generalinspection kam der Fieberkranke, den wir in der Ecke der Baracke erblickten, zu seinem Offizier und bat um Erlaubniß der Inspection nicht beiwohnen zu dürfen, indem er keine Schuhe habe. Nach dem strengsten Befehle von oben mußte diese Erlaubniß versagt werden. Monsieur le Parisien erschien also mit Sack und Pack, in weißen Pantalons und weißen Gamaschen, packte seine mangelhaften und defecten Siebensachen aus und behauptete während der Inspection eine ungewöhnlich ernste Miene. Als der General mit dem Stabe, den Intendanten, dem Obrist, den Comandanten und Adjudanten des 67sten Regiments vorüber war, entstand unter den Nebenleuten des Fiebermannes ein alsbald der ganzen Compagnie sich mittheilendes Gelächter: der erfinderische Kopf hatte seine Füße schwarz gewichst und die weißen Gamaschen darüber gezogen und bis jetzt die Augen seiner Cameraden und Vorgesetzten getäuscht. Ganz ohne Decenz, meinte er, habe er nicht vor seinem General erscheinen wollen und nur diesen einen Ausweg entdecken können. —

Bei einer sehr weit, bis in die Gebirge des kleinen Atlas ausgedehnten promenade militaire ward mir der Auftrag mit einem kleinen Detache-

ment die Zurückbleibenden und Müden, die trainards, zur Eile anzutreiben, im Nothfall zu unterstützen oder auch Gewalt anzuwenden, wenn sich Jemand widerspenstig und hartnäckig bewiese. Zwei Bataillons vom 67sten Regimente waren mit dreien der Fremdenlegion und zwei Escadrons Cavallerie vereinigt. Einige Franzosen von jenem Regimente, die jedenfalls ihren Feldflaschen, die sie mit starken Spirituosen angefüllt, zu stark zugesprochen hatten, machten mir entsetzliche Noth, besonders ein Individuum, welches in einem fort räsonnirte, sich bei jedem Schritt sträubte und, da jeder Zurückbleibende der höchsten Gefahr von überall lauernden Feinden überfallen zu werden, ausgesetzt war, im wahren Sinne des Worts von mir und meinen Leuten fortgeschoben werden mußte. Auf einem Berge machte die Colonne halt, ich bat den Widerstrebenden, der die gutmüthigste Laune zeigte und sich in Witzen ergoß, freundlich, seine Kräfte nun zusammenzunehmen und die geringe Entfernung bis zum Ruhepuncte ohne unsere Beihülfe zurückzulegen. Der Wankende versprach sein Mögliches, klomm muthig Bergan, in der Mitte des Berges hörte jedoch sein Eifer auf, unwillig drehte er sich nach uns um und rief mit geballter Faust gen Himmel deutend entrüstet aus: wenn der liebe Gott bei Erschaffung

dieses Berges einen Sack und ein Gewehr auf dem Rücken gehabt, hätte er ihn sicherlich nicht so hoch gemacht! —

Ein Soldat desselben Regiments, den ich später in Frankreich traf, wohin er Kränklichkeits halber entlassen worden, erzählte in einem Wirthshause vor einer Menge horchender Männer, Frauen und Kinder gar seltsame Wunderdinge über Algier und Algerien, prahlte mit seinen Heldenthaten wie mit denen seines Regiments, pries die algierischen Schönheiten, fabelte über die Pracht und den Reichthum der Stadt und des Landes und erregte durch seine Uebertreibungen und Lügen, die er mit declamatorischer Würde vortrug, allgemeines Erstaunen. Auf die Frage eines Mannes aus der Gesellschaft, weßhalb er denn nicht in dem Wunderlande geblieben, rief er mit Pathos aus: **Mon brave, à Algèr on m'a offert tous les honneurs, même on m'a voulu faire eunuque, mais j'ai tout refusé!** —

Noch eine Anecdote, obwohl ernsterer Art, die aber nichtsdestoweniger das französische Militair und wieder vorzugsweise das 67ste Regiment characterisirt, will ich zum Schluß mittheilen. Wie schon erwähnt, befanden sich bei jenem Regimente eine Menge Thiere, welche die Soldaten theils zur Be-

quemlichkeit, z. B. die Esel, welche Gepäck, Lebensmittel, Holz u. s. w. tragen mußten, theils zum Nutzen oder zum Vergnügen hielten. Bei jeder Compagnie fand man mehrere Esel und mindestens einige Hunde, theils europäischer, theils afrikanischer Raçe. Ein Soldat hatte aus Frankreich einen Hund mitgenommen und ihn glücklich auf das Schiff und nach Algier gebracht. Dieser Hund war wegen seiner Treue und Gelehrigkeit der Liebling der ganzen Compagnie und wurde nachmals ein Gegenstand der Verehrung des ganzen Regiments. Fidèl bezog mit seinem Herrn die Wachen, stand mit ihm auf Posten, theilte mit ihm Lager und Kost. In der Nähe von maison carrée bezog das Bataillon, zu welchem der Besitzer des Hundes gehörte, ein Lager auf einem mit Gesträuch und Gestrüpp bewachsenen Berge. Der Feind zeigte sich in der Nähe, deßhalb wurden Wachsamkeit und die Posten verdoppelt und letztere weiter vorgeschoben. Einst gegen Morgen fällt ein Schuß in der Nähe des Lagers, das Bataillon ist alsbald unter Waffen und die Wachmannschaft eilt dem Orte zu, wo der Schuß gefallen. Man findet die Leiche eines Soldaten, welcher eben der Kopf abgeschnitten, erblickt aber Niemand, der den Frevel verübt haben könnte. Wohl hört man im Gebüsch etwas rauschen, wie

Fußtritte davoneilender Feinde, die Dunkelheit läßt jedoch Nichts erkennen. Da vernimmt man ganz in der Nähe ein Stöhnen und Winseln, man dringt durch das Gebüsch und sieht einen mit einer weißen Bernus bekleideten Menschen am Boden liegen, den ein Thier an der Gurgel erfaßt hat und trotz dessen Anstrengungen nicht los läßt. Man erkennt Fidèle, der mit einem Freunde seines Herrn die Wache bezogen und denselben auf den Posten bebegleitet hatte. Das Thier blutete aus vielen Wunden, ein Vorderfuß war ihm mit scharfen Yatakan ganz abgehauen, der andere schwer verletzt. Und doch ließ das treue Thier den Mörder des Freundes seines Herrn und seines Freundes nicht los, mit scharfem Zahn zerfleischte es ihm den unbedeckten Hals, kaum konnten die herbeigeeilten Soldaten das wüthende, den Tod seines Freundes rächende Thier von dem untenliegenden Feinde losmachen. Der Beduine, welcher mit mehreren blut- und beutegierigen Genossen den Posten beschlichen, überfallen und gemordet und mit cannibalischer Grausamkeit dem unglücklichen Opfer den Kopf abgeschnitten hatte, welchen man in der Nähe fand, wurde andern Tags erschossen, der treue Fidèle verbunden und sorgsam gepflegt und nach seiner Wiederherstellung ein Gegenstand der allgemeinen

Liebe und Auszeichnung. Das arme Thier hinkte nur mühsam und langsam vorwärts, da der eine Vorderfuß ihm völlig abgehauen und der andere verstümmelt war, auf längern Märschen wurde er deßhalb gefahren, oder in einen Korb gesetzt und auf einen Esel gepackt. Fidèle erhielt überall eher ein bequemes Lager, als irgend ein Soldat des Regiments, er hatte seine eigene Schüssel, bekam zuerst aus den Kesseln ausgeschöpft und täglich zwei Pfund Weißbrod, welches ihm die Offiziere abtraten. Hätte er Wein getrunken, so würde man ihn nie mehr nüchtern gesehen haben. Die Ehrenbezeugungen, die Fidèle dem Invaliden, unter welchem Namen er der ganzen Occupationsarmee in Algerien bekannt war, zu Theil wurden, gingen soweit, daß die Soldaten seines Regiments vor ihm salutirten, wenn er vorbeihinkte. Und Fidèle wurde ob all' der Ehre nicht stolz; obwohl Generäle und hohe Offiziere ihn streichelten und mit Leckerbissen tractirten, hielt er es doch stets mit den Soldaten des 67sten Regiments, die ihn wie einen verstümmelten Cameraden pflegten und ihn ob seines Muthes und seiner Treue wie einen Braven ehrten.

X.

Hinrichtung zweier Beduinenhäuptlinge.

In civilisirten christlichen Staaten ist ohnerachtet der Bemühungen der Philanthropen, gutgesinnter Regenten und weiser Gesetzesmänner die Todesstrafe, obwohl man in den meisten Fällen von der Zwecklosigkeit derselben überzeugt ist, noch nicht abgeschafft, um wie viel weniger in uncivilisirten mohamedanischen oder heidnischen Reichen, wo dem Haß und der Rache freier Spielraum gegönnt ist, wo Fanatism und Barbarei Hand in Hand gehn, wo endlich die Menschenleben nicht gar hoch im Preise stehn und die rohen oder fanatischen Bewohner, sei es aus Stumpfsinn, oder sclavischer Unterwürfigkeit gegen ihren Herrscher und ihre Herrn, oder endlich in Folge des Fatalism den Tod viel weniger fürchten, als civilisirte und christliche Völker.

Im Morgenlande, in Asien und Afrika, wie endlich unter allen Naturvölkern, den Indianern Amerika's und den Bewohnern der australischen Inseln, gilt der gewaltsame Tod, den der Krieger im Gefechte, der Verbrecher oder Empörer, der Gefangene oder der Gegner in einer Privatfehde erleidet, als eine Todesart mehr, als eine Krankheit, der kein langes Schmerzenslager vorhergeht, als etwas Unabänderliches und Unvermeidliches, worin man sich geduldig und getrost fügen muß. Nur dadurch wird die Ruhe, die Kaltblütigkeit und Festigkeit erklärlich, mit welchen rohe uncivilisirte Völker, vor allen die Mohamedaner dem Tode entgegen gehn; sie lieben das Leben nicht minder, als gesittete Völker, aber sie fürchten den Tod weniger; entweder vertauschen sie das irdische Leben gern gegen das paradiesische, welches ihnen so viele Freuden verheißt, oder sie sterben in der festen Ueberzeugung, daß eine unabänderliche Vorherbestimmung es so wollte. Christen, gleichviel ob als Verbrecher, oder als Hochverräther auf dem Blutgerüst, oder im offenen Kampfe Mann gegen Mann sah ich nie so ruhig vor nahem Tode, so fest und kaltblütig diesem Tode entgegen gehn, als Mohamedaner, als Türken, Mauren und Beduinen in Algerien.

Unser civilisirtes Jahrhundert hat mehr und

mehr die grausamen Todesstrafen, die Abscheu erregten und nur das Mitleid für den Gemarterten erhöheten, abgeschafft, obwohl in vielen Staaten Europa's, deren noch in mittelalterlichen Grausamkeit bestehn. Wer je einen Unglücklichen rädern, oder bis zum Tod Spießruthen laufen, wer von einem ungeschickten oder ängstlichem Scharfrichter köpfen, oder das entwürdigende Schauspiel des Hängens sah, wird obiger Meinung beipflichten; wenn einmal die Todesstrafe für unumgänglich nothwendig gehalten wird, sei es um die menschliche Gesellschaft gegen grobe Verbrecher, oder den Staat gegen Ruhestörer zu schützen, so vollziehe man die verhängte Strafe auf menschliche Weise, schnell, einfach ohne dem Unglücklichen Qualen zu bereiten und dadurch bei den Zuschauern Abscheu zu erregen. Grausame Todesstrafen haben nie und nirgends Verbrechen gehindert, oft dagegen Haß und Rache erzeugt. Man lese in alten Chroniken, wie Ketzer und Hochverräther, wie Unschuldige häufig in Folge von Intriguen, niedriger Angeberei und Eifersucht hingemartert wurden, man lese die schauderhaften Berichte über Ravaillac's und Damien's Todesqualen, wie die heilige Inquisition nach den gräulichsten Martern die Edelsten zum Feuertode, wie bürgerliche Verbrecher, noch mehr aber Verbrecher

gegen den Staat oder die Machthaber zum Viertheilen, zum Zwicken mit glühenden Zangen, zu Verstümmelungen, zum Lebendigschinden, zum Abbrennen einzelner Gliedmaßen vor der Execution verdammt wurden, wie ferner der Hungertod, lebendiges Einmauern, und andere sinnreiche Martern und Todesarten von Christen über Christen, — ältere Zeiten mit ihren grausamen Todesstrafen gar nicht zu erwähnen, — verhängt wurden, um mit Indignation gegen die Urheber und Vollstrecker solcher Qualen, mit Abscheu gegen ein ganzes Geschlecht erfüllt zu werden, welches duldete, daß solche Grausamkeiten an seines Gleichen vollzogen werden durften, sich sogar an dem Anblick derselben weiden konnte. Die Fortschritte der Civilisation und Humanität ersieht man, wenn nicht aus Anderm, so schon aus der Milderung der Gesetze und Strafen und es steht zu wünschen, daß auf der glücklich, wenn auch spät erst eingeschlagenen Bahn weiter und weiter fortgeschritten werde.

Uncivilisirte Völker, die sich im rohen Naturzustande befinden, oder die in Folge ihres religiösen Fanatismus, ihrer staatlichen und socialen Einrichtungen an Grausamkeiten und Verachtung der Menschenleben gewöhnt sind, wie dies besonders bei den Türken und den Mohamedanern im Allgemeinen der

Fall ist, geben ihren Feinden gegenüber nur dem Haß und der Rache Gehör und unterdrücken dann jede menschliche Regung. So treu der Moslem seinem Allah und Mohamed, so treu er seinem Fürsten und dem Freunde dient, so grausam und unversöhnlich ist er gegen seinen Feind. Vergeben und Verzeihen ist mit dem Character und den Gewohnheiten des mohamedanischen Morgenländers unverträglich, er liebt und haßt inniger, tiefer, als der christliche Abendländer. Und doch hat ihn dieser stets an raffinirter Grausamkeit übertroffen: der Mohamedaner hat nur zweierlei Strafen für seine Feinde, er tödtet sie oder führt sie in die Sclaverei. Gegen schwere Verbrechen kennt er nur eine Strafe, den Tod, gegen geringere verhängt er körperliche Züchtigungen oder Geldbußen. Die Folter, langes Gefängniß, langwierige Proceduren sind ihm unbekannt, er straft schnell und martert nicht lange und wenn er strenge straft, so ziehe ich diese schnelle, wenn auch strenge Gerechtigkeit langem Gefängniß, geistigen und körperlichen Martern um vieles vor und der freie Araber und Beduine würde lieber zehn Tode erleiden, als in zehnjähriger Gefangenschaf schmachten. Freiheit im Leben und Freiheit im Tode ist sein Wahlspruch!

Die Arten der Hinrichtung sind bei den Orien=

talen mannigfach, je nach dem Character des Volks, des Stammes, oder des Herrschers grausam und qualvoll oder einfach und schnell. Da ich vornemlich von Algerien und den Barbareskenstaaten sprechen will, führe ich mit Uebergehung der andern mohamedanischen Staaten in Afrika und Asien nur die Todesstrafen an, wie sie dort üblich waren und unter den Eingebornen noch üblich sind. Seit dreihundert Jahren herrschten über die Länder der nördlichen afrikanischen Küste aus der europäischen und asiatischen Türkei eingewanderte Türken, welche sich, da sie im Verhältniß zu den Eingebornen nur in geringer Zahl existirten, durch Despotie, Strenge und Grausamkeit behaupten mußten. Aber obwohl sie in ihrer Heimath schon an Willkühr und Grausamkeiten gewöhnt waren und im neuen Vaterlande gerade nicht mehr Milde und Humanität ausüben sahen, gehören lange und raffinirte Qualen, die sie ihren Feinden bereiteten, zu den Ausnahmen. Sie übten vorzugsweise Seeräuberei, ein Gewerbe, dem Milde und Menschenliebe an und für sich fremd sind. Nach Besiegung der Feinde, und Feind war ihnen Jeder, der nicht Muselmann war, Jeder, der Schätze besaß und Jeder, den sie auf offenem Meere oder im Innern ihres Landes trafen, führten sie dieselben in die Sclaverei und theilten sich in deren

Habe; gaben die Sclaven späterhin ihrem Besitzer nicht zur Unzufriedenheit Veranlassung, so wurden sie in der Regel milde behandelt. Anders verfuhren sie gegen wirkliche Feinde, gegen Christen, die angriffsweise verfuhren, gegen rebellische Unterthanen und feindliche Stämme. Die Männer erhielten in diesen Fällen weder Schonung noch Gnade, erbarmungslos wurden sie, oft sogar mit Weib und Kind niedergemacht, oder letztere nach Vertilgung ihrer Männer und Väter in die Gefangenschaft und Sclaverei geschleppt.

Gegen Verbrecher waren die in den Barbaresken-staaten herrschenden Türken, wie auch die dortigen Eingebornen, die Mauren, Araber und Beduinen, nach unsern Begriffen sogar milde. Der Mörder, welcher in der Aufwallung oder nach vorhergegangener Beleidigung den Gegner erschlagen hatte, der Mörder eines Sclaven oder Dieners, der Räuber, wie derjenige, welcher sich der größten Willkür oder Gewaltthätigkeit gegen Andere erlaubt hatte, ging, zumal wenn er einflußreich, oder wohlhabend, oder ein tapferer Krieger war, in der Regel ungestraft aus, Empörer dagegen und Christen und Sclaven, die sich eines Mordes schuldig gemacht hatten, wurden hingerichtet, oft auf grausame Art, und geringere Vergehen, Diebstahl, Widersetzlichkeit, Ueber-

vortheilung und Betrug durch Geldbußen oder die Bastonnade bestraft. Letztere wendete man auch an, um Verdächtige zum Geständniß zu bringen, andere Torturen, wie sie das christliche Mittelalter und die heilige Inquisition kannten, wendeten weder Türken noch Mauren und Beduinen an, nach deren Religion Haß und Rache gegen Feinde erlaubt und denen Barbarei zu Gewohnheit geworden war.

Die gewöhnlichsten Arten der Hinrichtung bestanden im Köpfen und Hängen, über schwere Verbrecher und von grausamen Herrschern wurde auch das Spießen oder Pfählen und das zu Tode Schleifen verhängt. Leichname von Gespießten habe ich gesehn; viele Europäer, die den Beduinen in die Hände gefallen waren, haben die schreckliche Strafe erleiden müssen. Der Unglückliche wird lebendig in einen zugespitzten Pfahl gestoßen, der mit cannibalischer Grausamkeit oft nicht so weit hineingetrieben wird, daß der Tod alsbald die Folge ist, das arme Schlachtofer sonach unter den gräßlichsten Schmerzen noch mehrere Stunden leben kann. Diese unmenschliche Strafe war jedoch selten. Nicht weniger schrecklich war das Schleifen, eine Todesart, die kurz vor der Einnahme Algiers durch die Franzosen ein junger Portugiese erlitt. Der Delinquent ward mit den Füßen an den Schweif eines wilden

Rosses gebunden und dieses so lange auf dem schlechten algierischen Pflaster herumgejagt, bis der Geschleifte ausgelitten hatte. So furchtbar diese Todesarten sind, hielt sie der strenggläubige Moslem doch nicht für so schrecklich, wie das Köpfen. Nach dem Glauben der Mohamedaner zieht Mohamed seine Gläubigen an den Schopf in das Paradies, wenn nun aber der Kopf vom Rumpfe getrennt worden, ist das unmöglich, kann daher der Geköpfte der Freuden des Paradieses nie theilhaftig werden. In Folge dieses unter den Arabern und Beduinen allgemein verbreiteten Glaubens schneiden die Cannibalen ihren Schlachtopfern stets den Kopf ab, wenn sie zu dieser Operation, in welcher sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit erlangt haben, nur irgend Zeit und Gelegenheit haben. Mit dem irdischen Leben wollen die Rachsüchtigen zugleich auch das ewige ihren Feinden rauben!

Das Köpfen, sonach als die härteste Strafe betrachtet, geschah vermittelst des Schwertes durch einen kunsterfahrenen, in hohem Ansehn stehenden Mann, der häufig zugleich die Stelle des Justizministers bekleidete. Obwohl das Hängen in Algier auf eine weit grausamere Art executirt ward, als in civilisirten Staaten, wie z. B. in England und Oestreich, wo der Verbrecher vermittelst eines Stran-

ges in's andere Leben befördert wird, so hielten es die abergläubischen Mohamedaner für weniger schrecklich, als das Köpfen, welches unter allen algierischen Hinrichtungsarten am wenigsten qualvoll war. An der Stadtmauer Algiers, in der Nähe des Thores Babazun, waren mehrere große eiserne Haken angebracht, an welche die zum Hängen Verurtheilten mit dem Kinne aufgespießt wurden und durch die eigene Schwere den fürchterlichen Haken immer tiefer hineintrieben. Zur Belustigung der Zuschauer zappelten die Unglücklichen, denen die Hände auf den Rücken gebunden, die Füße dagegen frei waren, oft sehr lange, besonders wenn ein böses Geschick wollte, daß der Haken nicht gerade durch bis in das Gehirn, vielleicht auf der einen oder andern Seite hinein und wieder herausdrang. In diesem Falle ruckten und zogen die menschenfreundlichen Henker die Verurtheilten solange, bis sich der Hacken einen eher zum Ziele führenden Weg gebahnt hatte.

Noch unter der Herrschaft der Franzosen wurden die Eingebornen, die nicht im Militair dienten oder den Militairgesetzen verfallen waren, durch einheimische Henker hingerichtet; die Eingebornen hatten sich dies als eine Vergünstigung und als eine Gnade erbeten. Dagegen wurden sie nach französischen Gesetzen gerichtet von einer aus Franzosen und

Eingebornen bestehenden Comission. Geringe Vergehen bestrafte der Kadi in Algier, zur Zeit meines dortigen Aufenthalts ein alter Neger mit ganz weißem Haupte; schwere Verbrechen wurden vor eine Jury oder ein Kriegsgericht gebracht, jene erkannte den Tod durch das Schwert oder die Strafe des Hängens, dieses den Tod durch die Kugel; die Guillotine war damals in Algier noch nicht eingeführt. In meiner Stellung als Militair hatte ich das gerade nicht beneidenswerthe Glück mehreren Hinrichtungen beiwohnen zu müssen; das Erschießen war unter dem Gouvernement des blutigen Rovigo so etwas Gewöhnliches geworden, daß kaum Jemand seine Baracke verließ, wenn auf dem freien Platze vor denselben ein Deserteur, ein Widerspenstiger, der sich Thätlichkeiten gegen seine Vorgesetzten hatte zu Schulden kommen lassen, ein Meuterer, oder sonst ein Unglücklicher, der sich irgend eines Vergehens gegen die unerbittlich strengen Militairgesetze schuldig gemacht hatte, oder durch falsches Zeugniß bösartiger Cameraden zum Tode verurtheilt worden war — ein Fall, der leider häufig vorkam — erschossen wurde. Innerhalb sechzehn Monaten, während deren ich unter der Fremdenlegion in Algerien stand, wurden von diesem Corps gegen 60 Mann erschossen, von den afrikanischen Jägern zu Fuß,

einem Strafcorps, von den Zuaven und den in den Forts vertheilten Strafcompagnieen verhältnißmäßig eben so viel, bei weitem weniger dagegen von französischen Regimentern, die entweder nachsichtiger behandelt wurden, oder seltener Anlaß zu Klagen und Verurtheilungen gaben.

Eingeborne, die unter den Spahis und Zuaven dienten, erlitten, wenn die Todesstrafe über sie erkannt worden, dieselbe ebenfalls nach militärischem Brauch, eben so Feinde, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen und Frevel gegen das Eigenthum oder das Leben der Colonisten oder mit Frankreich verbündeter Stämme unternommen, die gegen das Verbot Munition und Waffen aus Algier ausgeführt, die französische Krieger zur Desertion verleitet, die des Spionirens überführt waren u. A. m. Verbrecher dagegen, welche von der bürgerlichen Justiz zum Tode verurtheilt waren, und denselben zu erleiden hatten, wurden, wenn sie Eingeborne waren, von einheimischen Henker mit dem Schwerte hingerichtet oder auf früher beschriebene Art und Weise gehängt. Man mache deshalb den Franzosen nicht den Vorwurf der Grausamkeit, da die Eingebornen, wie bereits bemerkt, es sich als eine große Gnade ausbaten von Henkern ihrer Nation und nach ihren Gebräuchen in's andere Leben

spedirt zu werden. Die Strafe des Schwertes war ihnen nach wie vor um vieles erschrecklicher, als die des Hängens und oft boten zu der erstern Verurtheilte oder deren Freunde und Verwandte große Summen, um dieselbe in letztere zu verwandeln. Und so nur darf man sich es erklären, daß die sonst so humanen Franzosen zum Tode verurtheilte Einwohner Algeriens auf die beschriebene barbarische Art hängen ließen, ein Anblick, dem ich mich selbst entzog und der nach der Beschreibung von Augenzeugen grauenvoll sein soll. Drei Verurtheilte, die eines Morgens jene Strafe erlitten hatten, sah ich gegen Abend in der Nähe des Thores Babazun an den fürchterlichen Haken hängen und bald darauf abnehmen; zwei Hinrichtungen durch das Schwert mußte ich dagegen gezwungen beiwohnen.

Man wird sich aus einem frühern Abschnitte erinnern, wie zu Ende des Jahres 1831 die Bewohner Blida's, Medeah's und der Umgegend einen Aufstand gegen die Besatzungen jener beiden Städte und der benachbarten Lager unternahmen und ein großes Blutbad unter diejenige von Blida, namentlich unter die Soldaten der pariser Legion, des nachmaligen 67sten Regiments, anrichteten. Die Franzosen räumten in Folge jenes kühnen Aufstandes die genannten Städte und rächten erst ein Jahr später

ihre Niederlage und den Treubruch jener Stämme, denen sie im Vertrauen auf die heiligsten Verträge selbst Waffen und Munition geliefert und deren Scheiks und Kadis sie bestätigt hatten. Der Scheik und Kadi von Blida waren die Anstifter jenes Aufruhrs gewesen und zeigten sich auch später noch als die erbittertsten Feinde der Franzosen. Als diese daher ein Jahr später, im Herbst 1832, die aufrührerischen und meineidigen Stämme mit Krieg überzogen, sie in dem Treffen bei El = Tirraim besiegt, Blida und Medeah wiedergenommen hatten und die bezwungenen Stämme um Frieden baten, machten sie zu einer der Hauptbedingung desselben die Auslieferung mehrerer Häuptlinge, vor allen des Scheiks Mesaud und des Kadi El = Aribi. Die Bewohner Blida's mochten selbst der Tyrannei dieser beiden Männer müde sein und willfahrten dem Verlangen ihrer Sieger. Gegen Neujahr 1833 erschien von ihrer Seite eine zahlreiche Gesandtschaft in Algier, welche den Frieden abschloß, Geschenke für den Gouverneur und den König der Franzosen mit sich führte und die aufrührerischen Häuptlinge und Urheber des Blutbades in Blida auslieferte. Mehrere derselben wurden freigelassen, Andere mit Gefängniß und Geldbußen bestraft, dem Scheik Mesaud und dem Kadi El = Aribi aber ward der Prozeß auf Le=

ben und Tod gemacht, und da der Klagen gegen diese beiden so viele und so schwere waren, beide zum Schwerte verurtheilt, welche Strafe ohnerachtet der Bitten und Anerbietungen der Verurtheilen sowohl, als deren Verwandten und Anhänger nicht verwandelt, sondern im Frühjahr desselben Jahres auf dem freien Platze vor dem Thore Babazun vollzogen wurde.

Das Bataillon, in welchem ich stand, traf das Loos der Hinrichtung beiwohnen und das bei solchen Gelegenheiten übliche Quarré mit Abtheilungen von andern Regimentern formiren zu müssen. Die Franzosen entwickeln gern militärischen Pomp und große Massen Soldaten, in Algerien geschah es noch mehr als in Frankreich, vielleicht um den Eingebornen zu imponiren, oder um in der Nähe eines stets schlagfertigen Feindes und von einer höchst unzuverlässigen Bevölkerung umringt, nicht unvorbereitet zu sein. Bei der Hinrichtung der beiden Beduinenhäuptlinge waren mindestens vier tausend Soldaten von allen Truppengattungen zugegen, welche ein großes Quarré formirt und die Zugänge besetzt hatten. Der Andrang der Eingebornen wie der Europäer war allerdings außerordentlich und demselben, da französische Krieger gegen das Volk und die Zuschauer

nicht so unhöflich sind, wie man das wohl in andern Ländern findet, kaum zu widerstehn. Auf den Gesichtern der Eingebornen war aber weder eine große Neugierde, noch bei der nachfolgenden Hinrichtung irgend eine hervortretende Leidenschaft sei es der Furcht, des Abscheues oder des Hasses wahrzunehmen, sie mochten wohl an ein Schauspiel der Art, welches die europäischen Zuschauer, selbst alte gediente Krieger mit Entsetzen erfüllte, gewöhnt sein, oder sich so beherrschen, daß man in ihren Zügen nichts Ungewöhnliches entdecken konnte.

Auf dem freien Platze vor dem Thore Babazun, der auf der östlichen Seite vom Meere, auf der nördlichen von der hohen Stadtmauer Algiers, im Westen von einer sanft ansteigenden Anhöhe und im Süden von den mesquinen Häusern einer Vorstadt umgeben ist, war ein ungefähr sechs Fuß hohes Brettergerüst errichtet, dessen obere Fläche an jeder Seite zehn bis zwölf Fuß betragen mochte. Am Fuße des Gerüstes, auf welches eine Leiter führte, stand der Scharfrichter, ein phantastisch, aber prächtig gekleideter Maure, in dessen Gürtel ein Yatakan mit silbernem Griff und silberner Scheide steckte und in dessen Rechten das breite, für die Execution bestimmte Schwert glänzte. Ihn um-

standen französische, maurische und arabische Richter, Dollmetscher und Offiziere, die sich inmitten des von allen Truppengattungen formirten Quarré's befanden. Dumpfer, einförmiger Trommelschlag (le ban) verkündete die Ankunft der beiden Verurtheilten, die in ärmlicher Beduinenkleidung, aber ohne Bande und ohne weder Furcht, noch irgend eine Gemüthsbewegung zu verrathen von einer zahlreichen Gendarmeriebedeckung herbeigeführt wurden. Sie waren ohne Kopfbedeckung, wild hing der einzeln stehende, lange Schopf herab, eine schmutzige, nachlässig über die Schultern geworfene Bernus machte ihre einzige Bekleidung aus, die Füße waren unbedeckt. Stolz und furchtlos blickten die bärtigen, kräftigen Männer auf die Richter, den Henker, die Truppen und das Volk. Verbrechen und Strafe wurden in französischer und arabischer Sprache mit lauter Stimme verlesen: die Verurtheilten wurden des Meineids und Treubruchs, der Plünderung, des Raubmords, der Brandstiftung und des Aufstandes mit gewaffneter Hand beschuldigt und nach Erweisung dieser Anklagepuncte zur Strafe des Schwertes verurtheilt. Auch jetzt war noch keine Veränderung in den Mienen der Verurtheilten wahrzunehmen, kalt und ruhig starrten sie auf das Gerüst und das schauerliche Schwert.

Ein Henkersknecht näherte sich ihnen und schlang um eines Jeden Fuß einen Baststrick, als wollte er die armen Sünder gleichwie Schafe oder Schweine zu Markte führen. Hierauf wurde dem Kadi El-Aribi, einem kräftigen Manne von ungefähr fünf und vierzig Jahren — weder er, noch der Scheik wußten ihr Alter genau anzugeben — von dem Scharfrichter bedeutet, auf die Leiter zu steigen und von diesem und dessen Gehülfen, der den am Fuße des Schlachtopfers befestigten Strick hielt, auf seinen letzten Gange begleitet. Während des Steigens auf der Leiter verrieth der Beduine einige Aengstlichkeit und Unsicherheit, vielleicht incommodirten ihn aber nur die scharfen Sprossen, die seinen nackten Fußsohlen empfindlich sein mochten. Oben mußte er vorwärts gebeugt niederknieen, der Scharfrichter rückte ihn zurecht und in der Hand das fatale Schwert, schien er ihm recht gutmüthig Trost zuzusprechen. Dann erhob er langsam das Richtschwert, zielte und führte einen Hieb auf die gegenüberstehende Seite des Halses. Bei dem schauerlichen Schlag wandte sich fast jedes Gesicht, selbst das der ältesten Offiziere und Soldaten ab, nur die Eingebornen blickten ruhig hin. Nun wurde auch der Zweck des am Fuße befestigten Strickes klar: der schwer Getroffene machte krampfhafte Bewegun-

gen und wäre ohne das von dem Henkersknecht angezogene Seil von dem Gerüste gestürzt. Der Scharfrichter ergriff darauf den Schopf desselben und führte mit Ruhe und einer gewissen langsamen Bedächtigkeit auf die andere Seite des Halses einen zweiten Hieb, die beide noch nicht zum Zwecke hatten den Kopf vom Rumpfe, sondern nur das Fleisch, die Muskeln und Sehnen zu trennen. Jetzt erst drehte er vermittelst des ergriffenen Schopfes mit fester Hand den Kopf um und nach abermaligem Hiebe oder vielmehr Schnitte, zeigte er diesen triumphirend den Zuschauern und steckte ihn dann auf einen am Gerüste angebrachten Pfahl. Der Körper wurde vom Gerüst herabgeworfen und fiel, vielleicht absichtslos, dicht vor den Füßen des ein gleiches Schicksal Erwartenden nieder. Ich stand ziemlich nahe, konnte aber in den Zügen des frühern Bei, eines wilden herkulischen Beduinen von ungefähr sechs und dreißig Jahren, weder Furcht noch Mitleid entdecken, die bei der Schreckensscene und bei dem Anblick des kopflosen, blutigen Körpers seines Gefährten und Schwiegervaters selbst nicht in ihm rege wurden. Jetzt kam die Reihe an ihn: mit Festigkeit bestieg er die Leiter, mit Ruhe knieete er nieder, drehte aber dem mit erhobenem Schwerte hinter ihm stehenden Scharfrichter noch ein Mal das

feste, finstere Gesicht zu. Von diesem in die frühere Stellung niedergedrückt, erwartete er die letzten Streiche, die wie bei dem Vorigen auf kunstfertige und bedachtsame Art seinem Leben ein Ende machten. Die Körper blieben noch einige Zeit den Blicken der Zuschauer ausgesetzt und wurden dann ohne Köpfe, die längere Zeit aufgesteckt blieben, bestattet, denn die Strafe sollte verdoppelt werden durch den schon mitgetheilten Aberglauben, der allgemein mit der Strafe des Köpfens verbunden war. Wenn ich diesen durchgehends herrschenden Glauben mit der auffallenden Standhaftigkeit der beiden Gerichteten zusammenhielt, so konnte ich nicht umhin, diese um desto mehr zu bewundern. Selbst auf das ewige Leben mußten sie verzichten und blieben doch ruhig und fest! Sie konnten ihren Allah und dessen Propheten nie von Angesicht zu Angesicht schauen, nicht die seligen Genüsse des Paradieses genießen, sich nicht der herrlichen Weiber erfreuen, wie Alles den Gläubigen im Koran und von den Marabuts verheißen wird, und schieden dennoch ohne Furcht und Zagen aus dieser Welt, in der sie früher hochgeehrt und mächtig waren und in vollster Lebenskraft noch lange wirken und genießen konnten. In der That, sie mußten festen

Willen und festen Character haben: sie starben aber auch für Freiheit und für ihre Religion, und nur für diese Heiligthümer kann so gestorben werden!

XI.

Jagden in der Metidschah und in den Gebirgen des Atlas.

Afrika erscheint uns, was den Reichthum seiner organischen Welt und die Menge der riesenmäßigen Formen unter den Thieren und Pflanzen betrifft, als der Liebling der Natur: es ernährt fünfmal so viel Arten von vierfüßigen Thieren als Asien und dreimal so viel als Amerika! Ganz eigenthümlich sind ihm die Giraffe, das Flußpferd, das Zebra, der Strauß, das Kameel und viele andere Thierarten; neben den nützlichsten Hausthieren und den verschiedensten Arten eßbaren Wildes finden wir Löwen, Tiger, Hyänen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakals, Wölfe und Bären, die in den Wüsten und in den Gebirgen hausen und nur durch Kälte oder Hunger getrieben ihre Schlupfwinkel verlassen, die bewohnten und angebaueten Ebenen besuchen und mit den Menschen um ihre Nahrung kämpfen. Die wildesten, reißendsten Thiere wagen sich am

seltensten aus ihren Verstecken, aus den tiefsten Wildnissen hervor, Kälte oder Hunger allein oder die Nachstellungen der Menschen vermögen sie aus denselben aufzuscheuchen und zu vertreiben. Man wähne daher nicht, daß man in Afrika, dem Vaterlande der Löwen, Tiger, Hyänen u. s. w. diesen wilden Bestien auf jedem Schritte begegnen und ein Zusammentreffen mit ihnen befürchten müsse: noch seltner, als man dermalen in Deutschlands Wäldern Hirsche und Eber antrifft, wo dieselben nämlich nicht mühsam gehegt werden, stößt man in den Wäldern, Gebirgen, Schluchten und Wüsten Afrika's auf reißende Thiere, die dem Menschen überdem ausweichen und allein vom Hunger getrieben, oder verwundet, oder in Wuth gebracht einen Angriff auf denselben wagen.

Da mir nur das nördliche Afrika und ganz im Besondern Algerien näher bekannt ist, vermag ich als Augenzeuge allein über dieses Land zu berichten. Es gibt auch in Algerien mehrere Gattungen reißender Thiere, die jedoch vorzugsweise in den Bergen, Schluchten und Wäldern des großen und kleinen Atlas, an dem Saume der Wüste, wie überhaupt mehr in den südlichen Theilen Algeriens hausen und die nördlichen und die angebauten Ebenen lediglich in der Regenzeit, d. h. während des

Winters, wenn es in den Gebirgen kalt ist, und der Beute wegen besuchen. Schakals halten sich zu allen Zeiten und sogar Heerdenweise in den nördlichen Theilen Algeriens und selbst ganz in der Nähe von Algier auf, sind aber den Menschen nicht gefährlich. Hyänen werden auch häufig in denselben Gegenden angetroffen, viel seltener aber Löwen und Tiger, die nur ausnahmsweise in der Nähe der nördlichen Meeresküste sich blicken lassen, häufiger dagegen in dem Gebiete von Constantine sind. Ich für mein Theil habe außer in Käfigen auf der Casbah keine Tiger und Löwen in Afrika gesehn, nicht einmal das Gebrüll derselben vernommen, Andere behaupteten allerdings nicht allein letzteres häufig gehört, sondern auch die Thiere gesehn und sogar auf deren geschossen zu haben. Unmöglich wäre es nicht, ich war aber nie so glücklich eine Gelegenheit dazu zu finden, obwohl ich häufig weit vorgeschobenen Recognoscirungen und **promenades militaires** und nicht minder häufig größern und kleinern Jagd- und Streifzügen beiwohnte, dies sowohl als Militair, wenn sich die Gelegenheit nur irgend darbot, als auch während der Zeit, welche ich, nachdem ich aus dem Militair geschieden, noch in Algier verlebte. Ich kann daher nur über Hyänen-, Schakal-, wilde Schweine-, Hühner-, Hasen-

und Wachteljagden den deutschen Jagdfreunden etwas zu erzählen, leider war ich noch häufiger gezwungen Menschenjagden und Viehtreiben anzustellen, wenn es uns nämlich in Folge der Feindseligkeiten mit den Eingebornen an Schlachtvieh gebrach. Diese Viehjagden, die auf einem großartigen Fuße betrieben wurden und oft mehrere tausend Stück Rindvieh, Schaafe, Kameele, Esel und Maulthiere in unsere Gewalt brachten, waren oft die allergefährlichsten, gefährlicher als gegen Hyänen, Löwen und Tiger, oft mislangen sie gänzlich und bereiteten den Jägern oder vielmehr Räubern, Niederlage und Schimpf.

Die erste Hyänenjagd, welcher ich als Soldat beiwohnte und auf der wir so glücklich waren eine auffallend große und schöne Hyäne zu erlegen, die ausgestopft ward und jetzt das zoologische Museum in Paris ziert, will ich ausführlicher berichten, da die Meisten der nachsichtigen Leser, wenn auch amüsantere, so doch keine Hyänenjagd mitgemacht haben mögen.

Im Sommer 1832 hatte das dritte Bataillon der Fremdenlegion, in welchem ich stand, ein weit vorgeschobenes Lager in der Nähe des Flusses Aratsch und des **maison carrée**, eines frühern Gestüts des Dey, welches in ein Fort umgewandelt war, bezogen. Die Hitze war drückend und die Nähe jenes

Flusses wie vieler Niederungen so schädlich für unsere an ein nördliches Clima gewöhnten Constitutionen, daß innerhalb sechs Wochen zwei Drittel von dem Bataillon krank fielen und in die Hospitäler geschafft werden mußten. Obwohl wir in Betracht der außerordentlichen Hitze und des täglich sich verschlimmernden Gesundheitszustandes unserer Mannschaften von jeglicher Arbeit, vom Exerciren, weiten Recognoscirungen und beschwerlichen Märschen befreit waren und in Betracht der festen, fast unangreifbaren Position, die wir zu unserm Lager gewählt, dieses nicht einmal durch Gräben und Wälle geschützt, und sonach den Wachdienst im Lager, die alle acht und vierzig Stunden wechselnde Besatzung von maison carrée und einiger Blockhäuser abgerechnet, durchaus nichts zu thun und demgemäß Zeit und Gelegenheit vollauf hatten, dem Vergnügen der Jagd uns überlassen zu können, so wurde uns dies doch nur selten gestattet, einmal um benachbarte Posten und die Colonisten durch unser Schießen nicht zu alarmiren, obwohl Civil- und höhere Militärpersonen stets und in allen Gegenden ungehindert jagen durften, dann um uns nicht zu weit vom Lager zu entfernen und endlich damit wir auf weitern Jagd- und Streifzügen nicht etwa andern Unfug treiben möchten. Nur einige

Male stellten wir in Ermangelung von Schlachtvieh, außer den schon oben beschriebenen Viehtreiben, größere Jagden auf wilde Schweine an, überdem noch während unseres Aufenthalts in dem erwähnten Läger, welches Luferia hieß, eine Hyänenjagd.

Eines Nachmittags kamen mehrere berittene Herren, die sich auf der Jagd erlustigt hatten, eiligst in unser Lager. Der englische und dänische Consul und mehrere theils im höhern Civildienste angestellte, theils in Algier privatisirende Franzosen befanden sich unter ihnen und theilten unserm Commandanten mit, daß sie nicht fern von uns, am Fluß Aratsch, auf eine Hyäne gestoßen wären und dieselbe angeschossen hätten. Das verwundete Thier habe sich jedoch in das kurze, dichte Gebüsch an den Ufern des Aratsch versteckt und deßhalb möchten sie ihn ersuchen, ihnen einige Mannschaft anzuvertrauen, da sie mit ihren Pferden in das Gebüsch nicht vordringen könnten, ihrer auch zu wenige wären, um ein förmliches Treibjagen anzustellen und sie überdem keine Vertheidigungswaffen führten, die Soldaten dagegen mit Bajonnet und Säbel sich vertheidigen könnten. Der Hauptgrund war jedoch augenscheinlich ein andrer; die Jäger fühlten kein sonderliches Behagen die Hyäne weiter zu verfol-

gen, wurde dieselbe dennoch erlegt, so maßten sie sich nichts desto weniger die Ehre davon an. Nach einigen Bedenklichkeiten, die ein Sousintendant jedoch bald beseitigte, willigte unser Commandant in das Begehren der kühnen Jäger, entschloß sich mit mehreren Offizieren die Jagdpartie selbst mitzumachen und forderte die Grenadiere, die bevorzugte Elitencompagnie, auf, sich anzuschließen. Nur das bedingte er sich aus, daß das Militair nicht über den Grenzfluß Aratsch hinausgeführt werden dürfe. Mit großer Bereitwilligkeit folgten alle anwesende Grenadiere, acht und zwanzig an der Zahl, der Aufforderung zum Jagdzuge und zogen mit sieben Offizieren und den in's Lager geeilten Jägern dem Reste derselben, der in der Nähe des Aratsch verweilt war, entgegen. Die Jagdpartie bestand, nachdem alle Theilnehmer sich vereinigt hatten, aus vierzehn bis sechzehn berittenen und wohl bewaffneten Jägern, die fast eben so viel Diener mit sich führten, und aus fünf und dreißig Militairs, so daß die ganze Angriffsarmee auf ein kleines Thier fünfzig auf Leben und Tod gerüstete Mann stark war, die dennoch nicht ohne Vorsicht und theilweise auch gewiß nicht ohne Furcht vorrückten. Man theilte uns in drei Colonnen, eine zog längs dem mit Gestrüpp bewachsenen Ufer des Aratsch und den

beiden andern etwas voraus, um zu verhindern, daß das Wild den Fluß passire; eine andere drang in der Mitte, die dritte auf dem rechten Flügel der Art vor, daß zwischen einer jeden die Entfernung ungefähr hundert Schritte betrug und alle drei einen Halbmond bildeten, indem die Mitte hinter den Flügeln etwas zurückblieb. So ging's vorwärts: bei jedem Geräusch glaubte man das wüthende Thier vorbrechen zu sehn, bei jedem Laut ward das gespannte Gewehr angelegt. Das Thier mußte die Annäherung seiner Nachsteller gemerkt und sich vor denselben zurückgezogen haben, denn von dem Orte, wo es eingefallen sein sollte, drangen wir wohl noch eine Stunde weiter vor, ohne etwas zu sehn oder zu hören — plötzlich brach die Hyäne vor der längs dem Flusse ziehenden Colonne aus, doch so, daß sie auch das Feuer der mittlern erhielt, bei der ich mich befand, also mindestens dreißig Schützen auf sie feuerten. Sie brach zusammen, raffte sich aber wieder auf und schleppte sich langsam weiter; Alles wollte jetzt hineilen, mußte aber zuvörderst höhern Ordres zufolge wieder laden und die Ankunft der dritten, etwas entferntern Abtheilung erwarten. Darauf drangen wir vorsichtig weiter und erblickten hinter einem Busch das gefürchtete Thier hingestreckt liegen, aber noch war Leben in ihm, obwohl

es, wie sich später fand, sieben Kugeln erhalten hatte. Die ritterlichen Jäger feuerten noch zwei Schüsse auf das hingestreckte, grimmig sein furchtbares Gebiß fletschende, seine blitzenden Augen rollende und seine Mähne sträubende Thier, nach denen es leblos zusammensank. Manche trugen jedoch noch immer Bedenken dem im Leben gefürchteten Thiere sich zu nähern; Andere wollten es eine halbe Stunde später noch nicht berühren, da sie von dem zähen Leben, der außerordentlichen Kraft, Wildheit und von dem Blutdurst dieser Thiergattung gehört haben mochten; noch Andere dagegen betasteten, wandten und maßen das Thier, welches von einer beträchtlichen Größe und, wie alle Hyänen Nordafrika's, von graubrauner Farbe war, unregelmäßige schwarze Querstreifen und eine kurze Mähne auf Hals und Rücken hatte. Ein widerliches, tückisches Thier, gefräßig und im hohen Grade gefährlich, da es nicht nur Aas, besonders auch nicht tief genug eingegrabene Leichen frißt, sondern selbst Menschen anfällt, zumal in der Dunkelheit, und wenn es hungrig, und so stark, daß es Schaafe und sogar Esel in seinem furchtbaren Gebiß, mit dem es Knochen zermalmen kann, wegträgt. — Auf schnell bereiteter Tragbahre schafften wir unsere Trophäe ins Lager, von wo dieselbe andern

Tags abgeholt wurde. Der englische Consul gab den Marketendern und Cantiniers den Befehl der Mannschaft, welche bei der Jagd zugegen gewesen, aufzutischen was verlangt würde und im Lager zu haben sei, welchem Befehl so willfährig Folge geleistet ward, daß selbigen Tags kein Wein mehr im Lager zu haben war, denn zu den Hyänenjägern gesellten sich noch viele andere Cameraden, so daß des Consul's Gesundheit mindestens vom halben Bataillon getrunken wurde und man in dem genossenen Wein die Hyäne gewiß hätte ersäufen können.

Einer zweiten Hyänenjagd wohnte ich später, im Frühjahr 1833 bei, kurz vor meiner Abreise von Algier, als ich bereits den Militärstand quittirt hatte. Eine sehr zahlreiche Jagdgesellschaft unternahm es, bei den zu jener Zeit ziemlich freundschaftlichen Verhältnissen mit der Mehrzahl der Tribus in der Metidschah und in den Gebirgen des kleinen Atlas, ein großes Treibjagen in letzterm anzustellen. Der Ort des Rendezvous war Buffarik, ein Lager und zugleich ein Marktplatz in der Metidschah. Noch zahlreicher als der frühere Jagdzug brachen wir auf, durchzogen theils zu Pferde, theils zu Fuß die Pläne und drangen dann in die Berge, Wälder und Schluchten des kleinen Atlas, wo die Reiter ihre

Thiere zurücklassen mußten. Auf diesem Zuge begleiteten uns viele Eingeborne, die meisten jedoch ohne Feuergewehr, nur mit Yatakans oder starken Knitteln bewaffnet, überdem mehrere französische Offiziere und noch mehr Spahis, welche die Erlaubniß, die vorhabende Jagd mitzumachen, erhalten oder sich wohl auch die Erlaubniß selbst gegeben hatten, da früherhin die Disciplin unter diesem Corps, zumal in Friedenszeiten, sehr laß war. Wir zogen lange umher, kletterten Abhänge auf und ab, zerrissen im Gebüsch und Dickicht die Kleider, wadeten durch Sümpfe und Bäche, drangen in Schluchten und Höhlen: aber wir stießen weder auf eine Hyäne, noch auf einen Löwen, deren es nach der Aussage der uns begleitenden Beduinen in jener Gegend geben sollte. Anderes Wild trafen wir dagegen ziemlich häufig an, da wir aber meistentheils Büchsen oder Kugelgewehre und nur sehr Wenige neben jenen Jagdflinten mit Schrot geladen führten, so fiel unsere Beute im Verhältniß zu unserer Anzahl und der Menge des schußgerechten Wildes sehr geringe aus. Wir erlegten einige Schweine, zwei oder drei Schakals, die am Tage sehr scheu, dagegen bei Nacht auf dem Anstand leicht zu schießen sind, und diejenigen, welche Jagdgewehre mit sich hatten, einiges Geflügel, darunter Rebhühner mit

rothen Schnäbeln und rothen Füßen (perdrix rouges) Wachteln und einen Hasen, der sich von seinen europäischen Brüdern in nichts unterschied. Kurze Zeit nachher jedoch wurden auf einem noch größern Jagdzuge, dem ich leider nicht mehr beiwohnen konnte, mehrere Hyänen und von einem Offizier der Zouaven eine junge Löwin erlegt.

Günstiger war das Ergebniß der Jagd auf wilde Schweine, deren es in Nordafrika in ziemlich großer Anzahl giebt. Sie ähneln jedoch mehr unsern zahmen, als wilden Schweinen und sind wahrscheinlich auch aus der Verwahrlosung von zahmen hervorgegangen. Sie sind von schmutzig grauer oder schwarzer Farbe, kleiner, scheuer und weniger zu fürchten, als wilde Eber oder angeschossene Bachen in unsern Wäldern oder Thiergärten. Von den Eingebornen werden sie der Art verachtet, daß dieselben früher sich nie die Mühe nahmen, ein erlegtes Schwein mit sich zu nehmen, sie ließen es als Aetzung für wilde Bestien zurück. Neuerdings sind jedoch die Beduinen durch das Beispiel der Franzosen speculativer geworden und verkaufen erlegte Schweine den Fremdlingen. Die Jagd auf dieselben, die sie früher nur des Vergnügens wegen trieben, stellen sie noch heute an, wie sie es früher thaten: sie jagen die Schweine zu Pferde und er-

legen sie mit Lanzen oder Schwertern oder auch mit Pistolen, welches letztere jedoch erst gewöhnlich geworden ist, seitdem sie die Schweine verkaufen können und die Munition nicht mehr so theuer und selten ist, wie ehedem. Aber noch heute reitet ein Beduine lieber sein Pferd halb todt oder setzt sich eher der augenscheinlichsten Gefahr aus, als daß er einen Schuß vergeudet, und jeden Schuß, den er nicht gegen die Franzosen richtet. glaubt er zu vergeuden.

Europäischen Jagdliebhaben wünschte ich wohl den Anblick einer von Beduinen unternommenen Jagd auf wilde Schweine. Sobald sie ein Stück aufgespürt haben, suchen sie dasselbe auf ein ebenes Terrain zu bringen, sprengen dann von allen Seiten auf dasselbe los und führen mit bewunderungswürdiger Gewandheit und Kraft ihre Stöße und Streiche. Haben sie ein Schwein auf einem ebenen Terrain, so bekommen sie es zuverlässig jedes Mal in ihre Gewalt, da ihre Pferde bei weitem schneller sind, als jenes, sie dieselben mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu lenken und das Wild so zu umgehen und zu umstellen wissen, daß es ihre Beute werden muß, ohne den kühnen Jägern gefährlich werden zu können. Die Jagden auf Schwarzwild sind in Nordafrika, zumal während der Regenzeit, sehr häufig

und fast immer belohnend, ich hatte sonach häufig Gelegenheit deren mitzumachen, sowohl in Begleitung von Eingebornen, besonders der in französischen Diensten stehenden Spahis, die jedoch häufig mit Pistolen nach den Thieren schossen, als auch mit Soldaten der Legion oder aus französischen Regimentern, die gleich mir mit Commisgewehren, die jedoch in Afrika durchgängig neu und trefflich waren, auf die Eberjagd ausgingen, um bisweilen anderes Fleisch als das von magerem, wilden Rindvieh, oder aus Frankreich eingeführtes gesalzenes zu essen.

Die Beduinen und alle Eingebornen Nordafrika's sind wie im Kampfe und im Leben überhaupt, so auch auf ihren Jagden kühn und wild, ausdauernd und verschlagen. Ihr abgehärteter Körper, die Gelenkigkeit desselben, ihre Mäßigkeit und vor Allem ihre in einem hohen Grade ausgebildeten Sinnorgane, besonders das scharfe Gesicht und Gehör, unterstützen sie trefflich dabei. Ich erinnere mich, daß Eingeborne mit unbewaffneten Augen weiter und schärfer sahen, als französische Stabsoffiziere oder als Europäer überhanpt mit Telescopen. Eben so geschickt sind sie in Auffindung und Verfolgung der Fährte eines Wildes, welches sie, zumal in frühern Zeiten, seltener durch Schüsse zu erlegen, als sich desselben durch Schlingen, Gruben,

Netze, oder auf andere Art und Weise, wie ich bereits im Bezug auf die wilden Schweine angeführt habe, zu bemächtigen suchten. Ihre Kühnheit, verbunden mit schlauer Vorsicht, geht so weit, Löwen und Tigern die Jungen zu rauben, die sie dann in Algier verkaufen. Die meisten im **jardin des plantes** in Paris befindlichen Löwen stammen aus Algerien, wo sie jung eingefangen wurden. Diese gefährlichen Jagden unternehmen die Eingebornen bei Nachtzeit, wenn das Löwenpaar der Nahrung wegen seine Höhle oder seinen Schlupfwinkel verlassen hat. Ein Theil der Jäger versperrt dem Elternpaare den Weg, während dessen ein anderer, der sich vergewissert hat, daß dasselbe abwesend, in die Höhle dringt und die Jungen raubt. Durch das Geschrei derselben stürzen die Eltern, wenn sie nicht zu fern waren, häufig herbei und fallen entweder in die ihnen gelegten Schlingen, oder werden aus einem Hinterhalte erlegt. Der kühne Beduine fürchtet sogar, bloß mit Speer und Yatakan bewaffnet, den Kampf mit einem wuthentbrannten Löwen nicht, weniger gern läßt er sich in einen solchen mit einem Tiger ein, der einestheils verschlagener und hinterlistiger, als jener und noch blutdürstiger ist und dann gewöhnlich lautlos heranschleicht, während

dem der Löwe durch Gebrüll seine Annäherung verkündet.

Es ist allerdings natürlich, daß ein Volk, welches stets mit wilden Bestien zu kämpfen hat und in demselben Lande mit ihnen leben muß, dieselben weniger fürchtet, als ein anderes, welches dieselben nur aus Menagerien kennt; eben so natürlich ist es aber auch, daß ersteres zum Schutze gegen dieselben, zu deren Jagd und Ausrottung mehr Wege und Mittel kennt und durch Noth gedrungen ersinnen mußte, als dieses. Der furchtsame Grönländer wagt mit einem Speere oder einer Axt bewaffnet den Kampf gegen einen Eisbären, der nicht besser bewaffnete Neger gegen einen Tiger, während dem die jagdkundigen, trefflich gerüsteten deutschen Nimrods oft nur mit Bangen und Zagen eine Eberjagd unternehmen und noch um vieles furchtsamer sind, wenn es gilt einen Wolf oder Luchs zu erlegen. Ich spreche nicht von allen deutschen Jägern, lediglich nur von der Mehrzahl. Diese Leutchen sollten in Algerien ihren Jagdmuth an dem Anblick und dem Beispiel der Beduinen kräftigen, die mit unvollkommenen Waffen, oft ohne Schießgewehr, wilde Schweine, Löwen und Tiger nicht allein jagen, sondern auch in ihre Gewalt bringen.

Weniger gefahrvoll und mühselig waren die

Jagden auf Wachteln und Staare. Erstere ziehen im Frühjahr in unzähligen Schaaren nach ihrem Sommersitze Europa und ruhen sich, bevor sie die Reise über's Meer unternehmen, am Ufer desselben einige Tage aus. Dasselbe thun sie, wenn sie im Herbst über's Meer zurückgekommen und neue Kraft zur Fortsetzung der Reise in ihre Winterquartiere, die weiter im Innern Afrika's liegen müssen, suchen. Die armen erschöpften Thierchen sind eine leichte Beute, und in solcher Menge vorhanden, daß man oft mit einem Schuß vier und mehr tödten kann. Auf ihrer Reise von Europa sind sie jedoch mager, besser genährt, wenn sie im Frühjahr die Reise über das mittelländische Meer antreten. Eben so zahlreiche Flüge wie die Wachteln bilden die Staare, die sich das ganze Jahr hindurch auf Afrika's nördlichen Küsten aufhalten. Diese schwatzhaften Thierchen sind so wenig scheu, daß man sie mit Knitteln erschlagen könnte und häufig gelang es uns, mit unsern Gewehren, die wir in Ermangelung von Schrot mit gehacktem Blei ladeten, ein Gericht von denselben zu erlangen.

Hochwild, Hirsche und Rehe, habe ich in Algerien nicht gesehn, obwohl es der letztern geben soll. Die großen Stachelschweine, portes de piques, galten uns auch als jagdbares Wild, indem das

Fleisch derselben als eine große Delicatesse gesucht und gut bezahlt wurde, überdem noch die Stacheln als Pinselstöcke u. s. w. verkauft werden konnten. Außerdem stellte man noch Affen= und — Rattenjagden an, letztere besonders das italienische Bataillon der Fremdenlegion, welches die gefangenen oder erschlagenen Ratten, die von einer enormen Größe und in großer Zahl vorhanden waren, mit Wohlgefallen verspeis'te. Sie gossen zu dem Ende in die Rattenlöcher so lange Wasser, bis die Thiere aus ihren Wohnungen hervorkamen und dann alsbald von den hungrigen Italienern erschlagen wurden. Am einfachsten waren die Schildkrötenjagden, die in Hecken und an feuchten Oertern angestellt wurden und sehr lohnend waren, obwohl man in Algier eine Landschildkröte — es gab dort auch Meerschildkröten, **tortues de mer**, von hundert Pfund Gewicht, die allerdings theuerer waren — für zwei Sous kaufen konnte.

XII.

Beduinische Reiterei und Pferdezucht.

Im hohen Alterthume, zur Zeit der Punischen Kriege wie desjenigen, welchen Rom gegen Jugurtha führte; im Mittelalter, als die Araber siegreich vordrangen und mit dem Schwerte in der einen, mit dem Koran in der andern Hand viele Völker Asiens und Afrika's sich unterwarfen und zu dem Uebertritt zum Islam zwangen, und wieder in spätern und ganz besonders in neuesten Zeiten hat die Reiterei der nördlichen Küstenländer Afrika's in Folge ihres Muths, ihrer Gewandtheit, ihrer Schnelligkeit und Ausdauer hohen Ruhm erlangt, ist mehr als einmal ihren Feinden verderblich gewesen und in Wahrheit nie ganz unterjocht. Obwohl zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Namen — im Alterthum die numidische, im Mittelalter die maurische oder arabische und später die beduinische Rei-

terei — war und blieb sie dieselbe, dieselbe im Angriff wie auf der Flucht, eben so kühn, so gewandt, bediente sich mit Ausnahme des Feuergewehrs, an dessen Statt sie früher Bogen und Pfeile und Wurfspieße führte, derselben Waffen, derselben Kleidung, derselben Sättel und Zäume und, was die Hauptsache, gleich trefflicher Pferde, der unermüdlichen Berberrosse, welche zu allen Zeiten als eine der edelsten Raçen geschätzt und gesucht ward und welche von den Hippologen noch jetzt im Range gleich nach der arabischen, der edelsten Raçe, gestellt wird. Mögen auch Andere, zumal die Engländer selbst, die veredelte englische Raçe höher stellen, so rufe ich ihnen in's Gedächtniß zurück, daß erst aus einer Kreuzung von Berberhengsten, die Karl II. aus Afrika, aus Marokko oder dem Tunesischen nach England kommen ließ, und edlen englischen d. h. von normännischem Schlage abstammenden Stuten das heutige so hoch gepriesene englische Vollblut entstanden ist, daß ferner von den reichen englichen Pferdezüchtern große Summen auf ihre Gestüte und große Sorgfalt auf edle Zucht, auf die Wartung und Dressur, auf das famose Trainiren besonders verwendet werden, die Pferde in Nordafrika dagegen fast wild aufwachsen, die größten Anstrengungen bei geringem Futter und ge-

ringer Pflege ertragen müssen und leicht ertragen, daß ein Berberroß vielleicht nie in einem Stalle gestanden und allen Einflüssen der Witterung, übermäßiger Hitze und wieder anhaltendem Regenwetter ausgesetzt ist. Was aber die Berberrosse bei einiger Sorgfalt in Bezug auf die Züchtung und die Pflege versprechen und leisten, davon liefern viele edle Thiere, die wohlhabendern Türken, Mauren oder Beduinen zugehören und von deren Leistungen wie von deren Aeußerm ich später sprechen werde, die schlagendsten Beweise.

Die Berberpferde werden häufig, von den Franzosen beinahe immer, arabische genannt. Wenn eine Aehnlichkeit zwischen beiden Raçen nicht zu verkennen, auch häufig arabisches Blut mit berberischem vermischt ist, so gehören doch beide Raçen ganz verschiedenen Urstämmen an, wenn wir nämlich deren mehrere annehmen dürfen, da viele behaupten, das Pferd stamme aus Mittelasien und habe erst durch Verschiedenheit des Clima's, der Pflege u. s. w. im Laufe der Zeiten verschiedene Form, Farbe, Temperament u. s. w. angenommen. Der Fürst Pückler-Muskau dagegen, um nur eine andere Meinung unter vielen anzuführen, behauptet, daß das Urpferd aus Afrika stamme und zwar aus Dongola in Nubien und will diese Annahme durch mehrere

aus jenem Lande mitgebrachte Pferde, welche alle andere übertreffen sollen, beweisen. Dieser Punct wird jedoch eben so wenig erledigt werden können, als die verschiedenen Behauptungen und Ansichten über den Urstamm und die Hauptraçen der Menschen und endlich aller lebenden Wesen.

Das Berberpferd unterscheidet sich von dem arabischen durch weniger gerundete Formen, einen längern Hals, dünnere Mähnen und eine senkrechtere Croupe, demzufolge es nicht so gut wie jenes den Schweif trägt; beide sind dagegen von mittlerer Größe, stolz, feurig, dauerhaft, geschmeidig und eher mager als fett. Ich möchte das berberische Pferd dem edlen polnischen Schlage vergleichen.

Ich wollte jedoch von der beduinischen Reiterei zuerst und dann von der beduinischen Pferdezucht reden: da jedoch der beste Reiter auf einem schlechten Gaule nichts vermag, der Cavallerist gänzlich von seinem Pferde abhängig ist und nur gute Reiter und gute Pferde eine gute Cavallerie bilden können, demzufolge das Pferd in der That Hauptsache ist, ich überdem schon mehr von Thieren als Menschen gesprochen habe, so möge mir der nachsichtige Leser verzeihen, wenn ich bei erstern stehn bleibe und sie zuerst bespreche.

Wie das Pferd, das edelste Thier, unter allen

Völkern hoch geachtet ist, so besonders unter den nomadischen und vor allen unter den Orientalen. Die Araber führen über ihre edeln Pferde scrupulösere Geschlechtsregister als über ihre Fürsten, sie stellen ihre Rosse höher als Menschen, sie pflegen und bezahlen dieselben besser als ihre Sclaven. Die Engländer thun es in vielen dieser Beziehungen den Arabern gleich; die Armen in England, vornemlich in Irland, würden sich glücklich schätzen, wenn sie in den Pferdeställen der Reichen wohnen dürften und genährt und gepflegt würden, wie die Pferde jener Reichen. Franzosen und Deutsche, Russen und andere Völker, oder doch die Reichen und Fürsten dieser Völker ahmen wieder den Engländern nach: doch hier wie dort nur die Vornehmen, im Orient dagegen hält ein Jeder, der ein Pferd besitzt, mit Liebe und Sorgfalt auf dies eine Pferd. Da weiß man nichts von Englisiren, Coupiren, Castriren und anderen Verstümmelungen der edeln Thiere, man maltraitirt sie nicht vor Last- und Postwagen, vor Lohnkutschen und Karren — man fährt dort nemlich nicht, der Mann hält es für eine Weichlichkeit und Schmach, und die Frau verläßt das Haus oder die Hütte nur selten, um sich an einen entferntern Ort zu begeben und bedient sich dann eines Maulthieres oder Kameeles. Der Mann reitet,

nur zum Reiten hält und zieht er Pferde und lebt mit seinen Pferden in wahrer Genossenschaft und Freundschaft. Das Pferd ist ihm nach Weib und Kind das Edelste, es trägt ihn in den Kampf, trägt ihn mit Windesschnelle auf seinen Raubzügen, auf seinen Reisen und Umherzügen, theilt mit ihm das Brod und den Wasserschlauch, es dient ihm in der Nacht als Polster, folgt ihm auf's Wort ohne Zügel, Peitsche und Sporen, rettet ihn in Gefahren und auf der Flucht und verhilft ihn zum Sieg und zur Beute.

Die Beduinen sind Araber, umherziehende, als Nomaden lebende Araber, die sich über einen großen Theil des westlichen Asiens und des östlichen und nördlichen Afrika verbreiten. Sie heißen deßhalb auch Beduinen-Araber und es ist ziemlich gleich, ob sie reiner arabischer Abstammung, oder aus einer Vermischung der im siebenten Jahrhundert jene Länder überschwemmenden Araber mit den Eingebornen derselben entstanden sind. Man nimmt allerdings an, daß die Beduinen Nordafrika's Nachkommen jener Araber und der Urbewohner der nordafrikanischen Küstenländer, der Berbern und Mauren, seien. Allerdings wäre dies das Wahrscheinlichste und dann weiter zu folgern, daß mit den Schaaren der erobernden Araber auch arabische

Rosse in eben diese Länder gekommen und die dort schon bestehende edle Raçe noch mehr veredelt hätten. Doch auch ohne diese Annahme würde der berberische Pferdeschlag nichts von seiner Trefflichkeit verlieren, da er schon früher als vorzüglich gerühmt wird und in spätern Zeiten von den Deys und Beys der Barbareskenstaaten, von den in denselben herrschenden Türken wie von den wohlhabendern Bewohnern überhaupt zur Veredelung der Pferdezucht die schönsten Thiere aus dem Innern Afrika's, aus Aegypten und Arabien selbst herbeigeschafft wurden. Jede andere Cultur erlosch unter der militärischen Despotie der Türken auf Afrika's Nordküsten, die Pferdezucht allein blühte mehr und mehr von Marokko bis Aegypten, vom Mittelmeere bis zu den Wüsten im Innern Afrika's.

Es ist auffallend, daß die trefflichen Berberpferde so wenig im Auslande gekannt sind. Die Hauptursache soll darin liegen, daß sie in andern Ländern nicht gedeihen und bald ausarten, wie mehrere Versuche in Frankreich, besonders im mittäglichen, bestätigt haben. Einen andern Grund mag man darin suchen, daß wie die Araber und andere orientalische Völker sich nicht gern von edlen Pferden trennen und die Ausführung derselben gestatten, so dies besonders bei den Küstenvölkern

Nordafrika's, die gänzlich von den dort herrschenden Türken abhängig waren, der Fall gewesen ist. Dann zeichnen sich die berberischen Pferde allerdings durch eine regelmäßige Schönheit nicht in dem Grade aus, wie die arabischen, sind auch in ihren Gangarten, namentlich was den Trab betrifft, nicht so angenehm. Fügt man noch hinzu, daß auf die Zucht und Pflege derselben nicht soviel Sorgfalt und Mühe verwendet wird, wie auf die arabischen, sie demnach im Allgemeinen, obwohl wie überall so auch hierin viele Ausnahmen Statt haben, im Aeußern jenen nachstehn, so wird man erklärlich finden, weßhalb die Berberpferde bei uns und in allen Ländern Europa's so wenig gekannt und gesucht sind, obwohl sie nichtsdestoweniger beides verdienten und bei näherer Bekanntschaft auch erlangen würden. Ihr Kern, ihr Feuer, ihre Ausdauer, verbunden mit Kraft und Schnelligkeit, steht denen der ächten Araber wohl kaum nach und möchten sie in diesen Beziehungen jeden andern Pferdeschlag übertreffen, selbst die mit soviel Mühe und Kosten gezüchteten und dressirten englischen Hunters.

Der Beduine liebt und schont sein Pferd, wenn das Gegentheil nicht durchaus erforderlich, aber er verwendet nicht allzuviel Sorgfalt auf dasselbe, denn der Beduine liebt über Alles die Ruhe und Be-

quemlichkeit. Die Pferde der Beduinen werden daher nur selten, häufig gar nicht geputzt, das Futter wird ihnen unregelmäßig und während der heißen Jahreszeit, wenn an Allem Mangel herrscht, sehr spärlich verabreicht, auf die Wahl der Beschäler wird selten Aufmerksamkeit verwendet, es vielmehr den Hengsten und Stuten, die zusammen weiden, überlassen für ihre Fortpflanzung zu sorgen. Auch die Füllen werden vernachlässigt, die Stutenfüllen ganz und gar, bisweilen dagegen auf ein Hengstfüllen, welches viel verspricht oder dem Eigenthümer gefällt, etwas Fürsorge verwendet. Die Stuten genießen nämlich weit weniger Achtung und stehn weit geringer im Werthe als die Hengste — die Stuten im nördlichen Afrika theilen in dieser Beziehung ganz das Loos der armen Frauen in demselben Lande, die gewöhnlich nicht besser als Sclavinnen geachtet und behandelt werden. Der Mann, zumal der Krieger, reitet nie ein anderes Pferd als einen Hengst, auf den Stuten mögen die Weiber und Kinder reiten. In Folge der Vernachlässigung, die den Stuten zu Theil wird — Wallachen sind, wie früher bemerkt, unter den Beduinen nicht bekannt — sind dieselben kleiner und schwächer als die Hengste, noch magrer und weniger feurig. Es werden ihnen sogar in der Regel die

Mähnen und die Haare des Schweifes abgeschnitten, um aus dem Verkaufe derselben etwas zu erlösen oder dieselben selbst zu verarbeiten. Allerdings geschah das früher und bisweilen auch in neuern Zeiten auch den Hengsten, aber aus einer andern Ursache: man wollte dadurch schöne Pferde entstellen, um nicht den Neid der Türken zu erregen, die **sans façons** sich eines Pferdes, welches ihnen gefiel, bemächtigten und selten nur ob solcher Eigenmächtigkeiten bestraft wurden. Die Beduinen befürchteten anfänglich von den Franzosen dasselbe, als sie aber einsahen, daß sie in diesem Puncte ruhig sein konnten und nur gegen Bezahlung und freiwillig ihre Thiere den verhaßten Fremdlingen abzulassen nöthig hatten, so ließen sie den Hengsten Mähnen und Schweife und nur in dem Falle, wenn ein fanatischer Moslem seinen Streithengst nicht missen und nicht anfeilschen lassen wollte, beraubte er denselben seiner Zierden.

Die Pferde der Beduinen weiden gewöhnlich mit dem andern Vieh zusammen, da sieht man Pferde, Esel, Maulthiere, Kameele, Schaafe und Ziegen bunt durcheinander von Sclaven oder Knaben und wachsamen Hunden, die unsern Schäferhunden gleichen, aber durchäugig von einer schmutzig gelben Farbe sind, gehüthet und bewacht.

Wohlhabendere lassen Heerden von Pferden allein weiden, deren Hüther gewöhnlich beritten sind. Viele der jüngern und muthigern Thiere werden gefesselt, bisweilen ein Vorder- und ein Hinterfuß über's Kreuz, bisweilen nur die Vorderfüße, oder alle vier Füße, je nachdem das Thier unbändig, oder der Herr oder Hirt es für gut befinden. Mehr Sorgfalt erfahren die vorzüglichern Hengste, die Reitpferde des Herrn oder, wenn ich so sagen darf, seine Dienst- oder Chargenpferde, und die seiner Genossen und Diener. Diese bevorzugten Thiere lagern in der Nähe der Hütte oder des Zeltes, welches der Herr mit den Seinen bewohnt, häufig ganz frei, oder gleich denen in der Heerde gefesselt, oder auch mit langen Stricken an Pfähle gebunden. Nur diese erhalten außer der Weide regelmäßiges Futter, an Körnern Gerste, da der Hafer in Afrika nicht gedeiht und unter den Eingebornen gar nicht bekannt ist, bisweilen Heu oder Weizen oder Gerstenkleie mit Wasser eingerührt, welchen Trank von sorgsamen Herrn auch diejenigen Stuten bekommen, die eben gefohlt haben, und auf längern Streifzügen, in Lagern, in Bivouaks, auf Vorposten u. s. w. theilen die Reiter mit ihren Pferden das mitgenommene Brod, welches aus kleinen ungesäuerten Kuchen besteht. Ebenso genießen auch

nur die dienstthuenden und bevorzugten Rosse, durchgängig Hengste, einiger Wartung und Pflege, sie werden geputzt, geschwemmt, beschlagen, bisweilen nur vorn, bisweilen auf allen vier Hufen, bisweilen allerdings gar nicht, ihre Mähnen werden gekämmt, wohl auch eingeflochten, sie werden zugeritten, allerdings nicht nach unserer Methode, und durch den steten Umgang mit ihrem Herrn so gezähmt, daß sie demselben wie Hunde folgen und jedem Pfiff und Wort Folge leisten. Ein Beduine reitet mit seinem zugerittenen Pferde ohne Zügel, ohne Sporen, ohne Wadendruck oder Peitsche die künstlichsten Lançaden, setzt es eben so vom Platze aus in den gestrecktesten Gallopp und überwindet ohne jegliche Hülfe Hindernisse, die unsere Pferde mit allen Hülfen nicht überwinden würden.

Der Beduine schont sein Pferd, wenn keine Eile von Nöthen. Auf Reisen reitet er in der Regel Schritt, gilt es jedoch, sei es bei einem Angriffe, auf einem Rückzuge, bei einer Jagd, oder nur bei einem Ritt, der Eile erfordert, so galloppirt er drei, vier und mehr Wegstunden **en suite** und dies oft auf sandigem Boden oder auf coupirtem Terrain. Und doch sind die beduinischen Pferde nicht trainirt! Aber sie werden nicht unnöthig maltraitirt, werden nach einer Anstrengung geschont und gepflegt,

werden nicht zu jung strapatzirt und sind, was mehr als alles andere sagen will, von einer edlen Raçe. Ich habe Berberpferde gesehn, die vier und zwanzig Stunden nichts zu fressen bekommen hatten und in dieser Zeit heftig angegriffen waren und weder Müdigkeit verriethen, noch ihr Feuer verloren hatten. Wieder habe ich Pferde in Algerien gesehn, welche über zwanzig Jahre alt waren und noch das Feuer von fünfjährigen besaßen und deren Beine kaum gelitten hatten, jedenfalls weniger als die eines englischen von fünf bis sechs Jahren, welches schon in seinem zweiten oder dritten trainirt worden.

Soviel Temperament die Pferde der Berberei besitzen, so sind sie doch im Ganzen fromm, geduldig und gelehrig. Alle Beduinen reiten ausschließlich Hengste und auch die französischen Chasseurs d'Afrique à cheval wie die Spahis sind nur mit Hengsten beritten, und doch hört man selten von Unglücksfällen, sieht man eben so selten, daß die Thiere sich unter einander beißen oder schlagen. Der Beduine schläft im wahren Sinne des Worts unter seinem Pferde und wenn die französische Cavallerie in Afrika mit ihren Gefährten, den Rossen, nicht in eben dem intimen Verhältnisse steht, wie die Eingebornen, so ist das lediglich die Schuld der europäischen Reiter, welche ihren Thieren nicht mit

der Schonung begegnen, wie jene. Einen merkwürdigen Beleg für diese Angabe bietet die Thatsache, daß diejenigen Pferde der europäischen Cavalleristen, welche sich losgerissen hatten oder deren Reiter erschossen oder herabgestürtzt waren, jedesmal zu den Beduinen liefen, dagegen niemals ein Pferd von diesen zu der französischen Cavallerie überlief. Das Pferd gewöhnt sich mehr durch freundliche Behandlung, durch Caressen, Zusprache und häufiges Beisammensein mit seinem Herrn an diesen, als durch das reichlichste Futter und das sorgsamste Putzen, denen eine rüde Behandlung folgt.

Ich habe schon bemerkt, daß die Pferde der Berberei ein hohes Alter erreichen und selbst noch im hohen Alter zum Dienste tauglich, sicher, sogar noch feurig sind. Die Ursache davon suche ich abgesehn von der Tüchtigkeit der Raçe darin, daß die Beduinen bei der großen Menge ihrer Pferde die jüngern schonen und vor völliger Ausbildung nicht gebrauchen. Dies die Regel, obwohl ich häufig Knaben Füllen reiten sah. Zum Zug werden die Pferde in Algerien, wie auf der ganzen Nordküste Afrika's und endlich fast im ganzen Orient, nicht gebraucht, sind die berberischen Pferde gleichwie die arabischen und andern orientalischen Raçen dazu auch nicht paßlich, wenigstens nicht zum

schweren Zug: alle diese Pferde sind im Verhältniß im Kreuze stärker als in der Brust, und im Vordertheile schwächer als im Hintertheile. Wenn der Beduine pflügt, bedient er sich Ochsen, und Lasten, so auch das ausgezogene oder geschnittene Getreide, ladet er auf Kameele, auf Maulesel oder Esel; das Pferd ist nur zum Reiten bestimmt.

Noch einige Bemerkungen erlaube ich mir über die Farbe und den Preis der Berberpferde anzuführen und dann noch einige Worte über das Reiten und die Reiterei der Beduinen zu sagen. Wie im Durchschnitt bei allen orientalischen Pferden, so ist auch bei den berberischen die Farbe helle, eine dunkle, Rappen, Schweißfüchse, Dunkel- und Kastanienbraune, sieht man seltener als Schimmel in allen Nüancirungen und Schattirungen, Hellbraune, Goldfüchse, Falben u. s. w. Gewiß die Hälfte der Pferde, welche ich in Algerien sah, bestand aus Schimmeln, selbst unter den Maulthieren gibt es dort viele weiße und gelbe. Heißt es doch, daß es in Arabien keine vollkommene Rappen von edler Raçe gäbe und dasselbe findet auch gewissermaßen auf die Barbareskenstaaten seine Anwendung. Die schönsten Farben und Schattirungen findet man unter den Schimmeln, ich erinnere mich noch jetzt mit Freuden eines Schimmels, welcher dem General

Berthézène gehörte, ein hohes stattliches Roß von milchweißer Farbe mit schwarzen Mähnen, schwarzem Schweif und schwarzen Extremitäten. — Der Preis für ein gutes Pferd war in der ersten Zeit nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen in jenem Lande sehr geringe, für 2—400 Franken kaufte man ein junges kräftiges Thier, wofür man jetzt das Doppelte und Dreifache zahlen muß. Ausgezeichnete Pferde wurden allerdings schon früher und besonders jetzt mit viel höhern Preisen bezahlt, doch trennen sich, wie schon erwähnt, die Eingebornen nicht gern von ihren edelsten Thieren.

Die Reitkunst der Beduinen, wie aller nomadischen Völker, ist keine schulgerechte und würde einem pedantischen deutschen Stallmeister keinenfalls behagen, es ist eine natürliche, ungezwungene, von Jugend an erlernte, aber nichts destoweniger eine zweckmäßige: Mann und Roß sind eins, man glaubt die Fabel von den Centauren verwirklicht zu sehn. Die Knaben tummeln sich von frühester Jugend an auf Stuten und Füllen umher und wissen bereits als Jünglinge die wildesten Hengste zu bändigen. Man glaubt, daß die orientalischen Sättel mit hohen Lehnen vorn und hinten und kurzen Steigbügeln, in denen der ganze Fuß ruht, das Reiten sehr erleichtern, dem ist allerdings auch so, doch wird man

auch häufig Gelegenheit finden, Beduinen auf ungesattelten Pferden reiten zu sehn und dann die Balançe wie den festen Sitz derselben bewundern müssen. Die französischen reitenden Jäger in Algerien (zur Zeit vier Regimenter) haben, obwohl sie durchgängig mit inländischen Pferden beritten sind, doch die Zäume und Sättel der Eingebornen nur theilweise adoptirt, die Spahis dagegen, mehrentheils aus Eingebornen bestehend, von denen jedem Chasseurregimente zwei Escadrons zugetheilt sind, haben orientalisches Sattelzeug und Zäumung beibehalten. Die Zweckmäßigkeit derselben, sowohl für die Cavallerie als zum Privatgebrauch, die Bequemlichkeit, der Schutz, den sie gewähren, das Geschmackvolle der Sättel, Decken, deren stets mehrere über einander liegen, und der gestickten, mit Schauledern versehenen Zäume, wie noch mehrere andere Vorzüge, unter denen der festere Sitz und die freiere Bewegung, welche jener erlaubt, nicht zu übersehn, scheinen mir den einzigen Vorwurf, den man den orientalischen Sätteln macht, daß der Reiter bei einem Sturze mehr gefährdet sei, als auf einem englischen oder ungarischen, zu überwiegen. Denn auch auf letztgenannten Sätteln kann der Stürzende Schaden nehmen, die hohe Vorderlehne bei den orientalischen

dürfte in vielen Fällen den Reiter noch schützen. Die Berberpferde gehn aber so sicher, werden von ihren Reitern so geschickt geführt, daß ein Sturz mit dem Pferde zu den Seltenheiten gehört, obwohl sie das schwierigste Terrain, Bergab wie Bergan, Schluchten, Gehölz, Sümpfe, Hecken und Gräben nicht scheuen. Selbst ein englischer Fuchsjäger möchte erstaunen, wenn er vernimmt, daß von französischen Soldaten innerhalb der Gräben und Wälle der Blockhäuser, wohin die Feinde gedrungen, diese wie deren Pferde von der Besatzung des inmitten des befestigten Platzes gelegenen Blockhauses erschossen sind. Die Blockhäuser wurden aber gewöhnlich auf Höhen errichtet und mit einem 10—12 Fuß breiten Graben, hinter welchem sich ein 3—4 Fuß hoher Wall erhob umgeben; über jenen Graben und diesen Wall mußten die Beduinen mit ihren Rossen setzen! Von der Dauer eines solchen Thieres will ich unter vielen andern nur ein Beispiel anführen: wir lagen in maison carrée, drei Stunden südöstlich von Algier gelegen, von wo ein meist sandiger Weg nach jenem Fort, welches früher ein Gestüt des Dey war, führt. Ein Bataillon mit einigen Artilleristen und einem Piquet Cavallerie bildete die Besatzung, welche durch Späher benachrichtigt, einen

immediaten Angriff der Beduinen befürchtete. Der Commandant entsandte einen Unteroffizier der Spahis mit dieser Nachricht nach Algier mit dem Bedeuten, so sehr als möglich zu eilen. Nach einer Stunde und zehn Minuten war der Spahi wieder da mit der Antwort des Gouverneurs! Ich glaube aber, wenn ein englisches oder irgend ein anderes Pferd, als ein arabisches oder berberisches, die Hälfte der Entfernung auf jenem Terrain in der Hälfte der Zeit gemacht hätte, daß dasselbe echauffirter und angegriffener gewesen und mehr mit den Flanken geschlagen hätte, als das Pferd jenes Spahi, welches, wie das bei allen Spahis der Fall, Eigenthum des Reiters war.

Bei der Trefflichkeit ihrer Rosse und bei ihrer Uebung und Gewandtheit im Reiten müßten die Beduinen die beste leichte Cavallerie der Erde sein, wenn sie disciplinirt, exercirt und besser armirt wären. Zum Tirailliren, für Ueberfälle, für die Ertragung von Strapatzen und Mangel aller Art sind sie vortrefflich geeignet, aber einen geschlossenen Angriff kennen sie nicht und vermögen auch nicht einem solchen zu widerstehn. Jeder kämpft auf seine eigene Hand, Jeder sucht den einzelnen Gegner zu erlegen und Beute zu machen. Ihre langen, weittragenden

Gewehre sind eine unbequeme und da sie vom Pferde herabschießen, auch eine wenig gefährliche Waffe, ihre Pistolen sind gewöhnlich in schlechtem Stande und versagen häufiger, als daß sie losbrennen, ihre Yatakans und Schwerter endlich, die sie allerdings mit viel Kraft und Geschicklichkeit führen, sind sehr kurz, vorn gewöhnlich stumpf und daher nur im dichten Gedränge oder doch in großer Nähe wirksam zu gebrauchen. Andere Waffen führen die Beduinen nicht, wenigstens habe ich nie vernommen, daß sie sich Lanzen oder langer Säbel bedienten. An ein regelmäßiges Exercitium ist gar nicht zu denken: wie der Sturmwind brausen sie in wilden Haufen daher und fliehen eben so schnell und in noch größerer Unordnung zurück, wenn der Angriff nicht gelingt. Von geschlossenen Gliedern, von geregelten Colonnen haben sie keinen Begriff, eben so wenig von Disciplin und Subordination: sie wollen freie Männer sein und gehorchen nur, wenn es ihnen beliebt und wenn es ihnen Nutzen bringt, aber auch dann nur solchen, welche sich durch besondere Vorzüge, nicht denen, welche sich durch Geburt oder Reichthum auszeichnen. Deßhalb sind die Beduinen, ohnerachtet ihres Muthes, ihrer trefflichen Rosse und ihrer bewunderungswerthen Reiterei

disciplinirten Truppen im offenen Felde nicht gefährlich, sie sind es nur bei plötzlichen Ueberfällen oder in einem Hinterhalte oder einzelnen Detachements.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.







